



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Vergißmeinnicht**  
**1912**

3 (1912)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtilicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

50. Jahrgang.

N. 3.

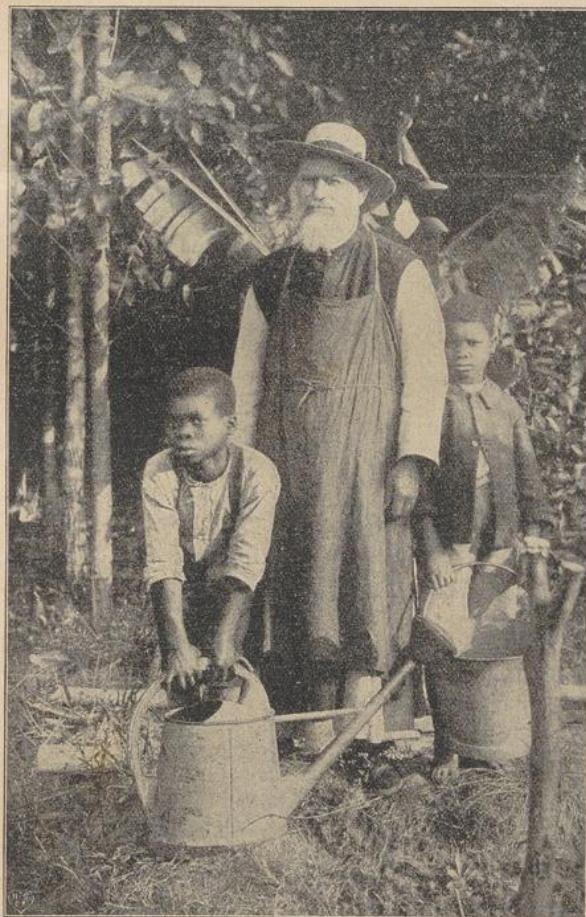
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mf. 1.50,  
direkt franko zu-  
geleistet oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Der Waldmeister von Mariannhill  
mit zwei seiner schwarzen Gehilfen.

Köln a. Rh.  
März 1912.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

### Das Haus zu Nazareth.

Im kleinen Haus zu Nazareth  
Da kehret mit mir ein!  
Seht, wie die Armut es versteht,  
Durch Tugend reich zu sein.  
O seht, was unsre Zeit vermißt:  
Daz auch ein armer Mann,  
Der fromm und gottesfürchtig ist,  
Glückselig leben kann.

Dort weilt in Arbeit Gottes Sohn,  
Er, der die Welt erschuf,  
Er, der entstiegen Gottes Thron,  
Uebt Zimmermanns Beruf.  
O Mensch schäm dich der Arbeit nicht!  
In Arbeit und Gebet  
Besteht der Menschheit heil'ge Pflicht,  
Blick hin auf Nazareth!

Dort nährt von saurer Arbeit Lohn  
Der heil'ge Joseph sich  
Mit Gottes eingebornem Sohn,  
Fest farg und kümmerlich.  
Und doch ist voll Zufriedenheit  
Sein edles Angesicht;  
Es kennt sein Herz nicht Bitterkeit,  
Sein Mund die Klage nicht.

Und mit ihm teilet Sorg und Müh,  
Wie eine niedre Magd,  
Die heil'ge Jungfrau spät und früh,  
Die nimmer murrt und klagt.  
Ihr Antlitz lieblich anzusehn,  
Hieneden schon verklärt,  
Es spiegelt ab den Frieden, den  
Ein reines Herz gewährt.

So lebt an jenem stillen Ort  
Mit Jesus jenes Paar,  
Das überall in Tat und Wort,  
Für uns ein Vorbild war.  
O glaub mir, daß es Dornen fand  
Auf seiner Lebensbahn;  
Doch nahm aus Gottes Vaterhand  
Es alles freudig an.

Ich mahn euch, wer verzagend steht  
In Not und Misgeschick,  
Er wende nur nach Nazareth  
Vertrauensvoll den Blick.  
Im kleinen Haus zu Nazareth  
Kehr er im Geiste ein,  
Und sein Vertrauen und Gebet  
Wird nicht verloren sein!

### Unterstützung der katholischen Mission aus Glaubens-Gründen.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

(Fortsetzung.)

Es dürfte aber besonders für vermöglichere Christen  
ein zweiter Gedanke von großer Bedeutung sein. Und  
der Gedanke ist dieser:

Der Ueberfluß der zeitlichen Dinge  
ist ein Gut, das von Gott in die Hand  
der Vermöglichen gelegt ist, damit er  
durch sie als eine Gabe der Liebe  
Gottes in die Hände der Armen komme.  
Gott hat den Armen kein Recht gegeben, diesen „Segen“  
den Händen der Vermöglichen zu entreißen, weil Gott  
will, daß Privateigentum auf Erden bestehet, aber er  
will, daß die Vermöglichen in Übung der Nächstenliebe  
mit ihrem Ueberfluß in angemessener Weise der wirk-  
lichen Not der Armen zu Hilfe kommen. Das ist ein  
Lehratz des heiligen katholischen Kirche, ein feststehender  
Grundsatz aus dem Evangelium Christi.

Es sind aber derer noch nicht genug, welche sich dessen  
bewußt sind. Manche haben ihn vielleicht noch nie ge-  
hört, manche haben ihn wohl im Weltleben vergessen.

Es ist freilich erlaubt, standesgemäß zu leben und  
für das standesgemäße Fortkommen der Seinen zu sorgen, — aber täglich kann man sehen, wie Tausende über  
ihren Stand hinausgehen in dem, was sie sich selber zu  
ihres Lebens Bier und Behagen erlauben, und so bleibt  
nie etwas zum Wohltun; andere aber halten ihren  
Ueberfluß ängstlich für sich zusammen und wissen keinen  
anderen Gebrauch davon zu machen, als Zins auf Zins  
zu legen, und stillvergnügt die Tausende wachsen zu  
sehen, die einst Kindern und anderen Erben vielleicht nur  
als Berechtigung zum Nichtstun und Luxus erscheinen.

Wie aber sagt der Herr? „Eines reichen Mannes  
Acker trug reichliche Früchte. Da dachte er bei sich

selbst: „Was soll ich tun? Denn ich habe nicht Raum  
wo ich meine Früchte unterbringen könnte. Und er  
sprach: Das will ich tun, ich will meine Scheunen ab-  
brechen und größere bauen; daselbst will ich alles, was  
mir gewachsen, und meine Güter zusammen unter-  
bringen. Dann will ich zu meiner Seele sagen: „Meine  
Seele, du hast großen Vorrat von Gütern auf sehr viele  
Jahre, ruhe aus, ifz, trink und laß dir wohl sein!“  
Gott aber sprach zu ihm: „Du Tor, in dieser Nacht wird  
man deine Seele von dir fordern; was du nun bereitet  
hast, weszen wird es sein?“ So geht es dem, der sich  
Schäze sammelt und nicht bei Gott (das heißt in Hin-  
sicht auf Gott) reich ist.“ (Luk. 12, 16—21 ff.) Es  
sollen sich deshalb die Fleißigen und Sparsamen sagen,  
daß sie bei all ihren Gütern arm sind, wenn sie nichts  
wissen, als neue Scheunen zu bauen und auf ihren Gü-  
ten zu ruhen, daß sie töricht sind, wenn sie nicht ihren  
Ueberfluß bei der himmlischen Bank anlegen, um auch  
durch die zeitlichen Güter „reich in Hinsicht auf Gott“  
zu werden. Und es sollen sich die Genußfüchtigen und  
Verschwenderischen jeden Standes sagen, daß sie das  
„Gut der Armen“ verschwenden, wenn sie über ihren  
Stand hinaus Aufwand machen, und daß sie dafür vor  
Gott verantwortlich sind.

Klar sollte auch einem jeden aus dem christlichen  
Volke jene Wahrheit sein, daß die Nächstenliebe auch in  
Bezug auf die Missionen nach dem Maße der  
Kräfte des Einzelnen geübt werden sollte. „Haß  
du viel, gib reichlich; haß du wenig, so  
suche auch von dem Wenigen gerne zu  
geben!“ (Tob. 4, 9.) Wir kannten einen, allerdings  
von Haus aus vermöglichen Priester, der sein ganzes  
geistliches Einkommen zu caritativen Zwecken verwendete.  
Ein anderer hatte sich zum Grundsatz gemacht, von seinem  
Einkommen zu gleichen Zwecken jährlich den zehnten  
Teil zu opfern. Wie würden manche vermögliche Leute  
jammern, wenn sie, ich sage nicht, von ihrem ganzen

Einkommen, sondern nur von ihrem reinen Überfluss jährlich den zehnten Teil, oder auch nur die Zinsen ihres Überflusses verschenken sollten! Wie lächerlich klein sind oft die Gaben gerade sehr begüterter Personen im Verhältnis zu ihrem Überfluss. Man hört wohl, daß viele Häuser das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommen werden. Das mag wahr sein. Aber viele geben für innere und äußere Mission in einem ganzen Jahr zusammen nicht so viel, als sie an einem einzigen Tage einem übermüdigen und hofftätigen Kinde zu unruhen Zwecken schenken, oder für rein weltliche Dinge und Vergnügen verbrauchen. Es kann ja dann und wann gute Gründe geben, etwas zu admassieren, um einmal eine große Gabe für große Zwecke bieten zu können; aber es ist nicht sonderlich zu empfehlen, mit der Verteilung des ganzen Überflusses so lange zu warten, bis ohnehin der Tod dieselben wegnimmt; denn es kann oft

ritas an die Türe klopft, plötzlich die Notwendigkeit empfanden, zu sparen, — um sich „Schäze des Bornes Gottes“ zu sammeln; denn also schreibt der hl. Apostel Jakobus: „Ihr, die ihr prahlet mit eurem Reichtum, weinet und trauert über das Elend, das über euch kommt wird! Euer Reichtum und eure Kleider sind mottenfängig, euer Gold und Silber verrostet, und sein Rost wird Zeugnis sein wider euch und wird euer Fleisch fressen wie Feuer, denn ihr habt euch gesammelt Schäze des Bornes für die letzte Zeit.“ Jakob 5, 1—3.

### Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Hs. 1879.)

Am folgenden Tage begannen die Missionare den Bau einer primitiven Wohnung und einer Kapelle, fin-



Dem Ziele nahe! (Der fast 80jährige Bruder Matthias in den Gartenanlagen bei Marianihili)

die schreiende augenblickliche Not der Missionen nur sehr schwer so lange warten, und oft sind es nichtchristliche und habgierige Erben, welche den Sinn eines alternden oder kranken und schwachen Testators auf ganz andere Dinge lenken, und so seine erste gute Absicht vereiteln.

Wenn es auch vereinzelte übergute Seelen gibt, welche ihre Güter mit zu geringer Rücksicht auf ihre und der Ihrigen Zukunft zu verteilen bereit sind, so glauben wir doch, daß die Zahl derjenigen größer ist, welche vergessen, daß sich die Gabe der Liebe nach dem Maße des Vermögens und auch in etwas nach dem Maße der Not des Hilfesuchenden richten sollte. Wie oft, wie eindringlich und erichütternd hat Christus, haben die Apostel und Kirchenväter, besonders der hl. Chrysostomus und Basilus über dieses Thema zum Volke geaprochen.

Es scheint damals wohl solche gegeben zu haben, die im Laufe des Jahres bedeutende Summen für den Luzzus sich erlaubten, dann aber, wenn die christliche Cha-

gen an, christlichen Unterricht zu erteilen und zu predigen, und hatten bald die Genugtuung, 545 Neger taufen zu können. Denn die Schwarzen zogen in Scharen von der ganzen Umgegend herbei und vernahmen mit Freuden die Lehren der christlichen Religion.

Der König jedoch sah diese Erfolge der Missionare keineswegs mit Freude. Wohl hatte er schon vor Jahren die heilige Taufe empfangen, allein das war nur aus Politik geschehen, um die Hilfe der Portugiesen zu gewinnen. Innerlich war er ein Heide geblieben und fürchtete nun, durch die beiden Missionare in seiner Lebensweise gestört zu werden. Er unterhielt mehr als 50 Kebzweiber und kümmerte sich wenig um seine Kinder. An Grausamkeit stand er keinem heidnischen Thronen nach; der geringste Verdacht genügte ihm, unschuldiges Blut in Strömen zu vergießen. Selbst seine Söhne mußten oft die Ausbrüche seiner Wut empfinden; einige derselben hatte er sogar hinrichten und ihre Leich-

name den Hunden vorwerfen lassen, weil sie bei den ihnen zur Last gelegten Verbrechen die Feuerprobe nicht bestanden hatten. Er scheute sich ferner nicht, die heidnischen Gebräuche zu beobachten und die Bilder der Gözen Hanie und Guanzambumbo, welche als die mächtigsten galten, in seiner Wohnung aufzustellen und bei gewissen Festlichkeiten von seinen Weibern offen herumtragen zu lassen.

P. Cavazzi glaubte zu all dem nicht schweigen zu dürfen. Er ermahnte den König mehrmals im geheimen, ließ, als dies nichts half, ein getauftes Weib des Königs, das er bei der Anbetung eines Gözenbildes entdeckte, öffentlich züchtigen und steckte in hl. Entrüstung den Tempel, in dem sich die beiden Gözen befanden, in Brand. Diese Kühnheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der König war außer sich vor Wut! Nur die Furcht vor den Portugiesen hielt ihn zurück, sich tatsächlich an ihm zu vergreifen. Er machte ihm aber die bittersten Vorwürfe, drohte ihm mit dem sicherer Tode, wenn er sich unterstehen sollte, nochmal solches zu wagen, und zog sich gänzlich von den Missionären zurück, worauf auch die schon getauften Neger es nicht mehr wagten, Kirche und Unterricht zu besuchen, denn sie fürchteten die Rache ihres Gebieters.

P. Cavazzi sah ein, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen war, hoffte jedoch, der Sturm würde sich bald wieder legen. Da er vorläufig weder predigen noch Unterricht erteilen konnte, bebaute er mit seinem Genossen ein vor seiner Wohnung liegendes Stück Feld und verband so Handarbeit mit Gebet. Der König aber, der sie um jeden Preis loshaben wollte, veranlaßte einige freche Weiber, sich in dem Bach, der hart an der Wohnung der Missionäre vorbeifloss, zu waschen und zu baden. Da gaben die frommen Männer die Feldarbeit auf und zogen sich in ihre Behausung zurück. Ihr Protest war umsonst, König und Volk hielt sich fern, somit schüttelten die Missionäre den Staub von ihren Füßen und begaben sich im Auftrage des Missionärspräfekten nach der Festung Embakka, um sich dort mit der Seelsorge der Portugiesen zu befassen.

P. Cavazzi hatte jedoch sein Amt in Embakka kaum angetreten, als sich ihm unvermutet eine günstige Gelegenheit bot, eine Mission in der Provinz Oako zu beginnen. Das kam so:

Dem Kassange, einem der mächtigsten und wildesten Häuptlinge der Schaggaer, war es nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelungen, eine Brücke über den Koanza zu schlagen. Mit unerhörter Grausamkeit hatte er sodann die Provinz Oako verwüstet, die Hauptstadt Quiamongo erobert und verbrannt, die Verteidiger schonungslos hingemordet und sich zuletzt mit einer Menge Gefangener und einer unermesslichen Beute über den Fluß zurückgezogen.

Als nun Guzambambe, der Fürst von Oako, der zur Zeit des Einfalles gerade auf Reisen war, heimkehrte, suchte er vor allem seinen gefangenen Sohn loszu kaufen. Kassange gab ihn auch gegen ein hohes Lösegeld zurück, ließ ihn aber vor seiner Auslieferung ein Mal auf die Schultern und die Brust einbrennen und zwei Vorderzähne ausschlagen, um ihn so als Sklaven zu brandmarken. Der Vater, wütend über den ihm angetanen Schimpf, aber nicht mächtig genug, um persönlich Rache zu nehmen, schickte einen Boten an den portugiesischen Statthalter ab und versprach, ihm dientbar zu sein und sich mit all seinem Volke taufen zu lassen, wenn er ihm Beistand und Schutz gegen Kassange und seine Schaggaer gewähre.

Don Ludwig de Sousa, der Statthalter, ergriff die Gelegenheit zur Erweiterung der portugiesischen Herrschaft mit Freuden, und nachdem das Schutz- und Trutzbündnis verabredet war, ließ der Missionärspräfekt dem P. Antonio Cavazzi den Befehl zukommen, sich sofort an den Hof Guzambambes zu begeben. Hocherfreut brach der eifrige Missionär in den ersten Monaten des Jahres 1657 von Embakka auf. Er nahm nur zwei Neger zur Begleitung mit, weil er jenseits des Koanza Leute zu treffen hoffte, die ihm als Träger und Wegweiser dienen würden. Leider sah er sich in dieser seiner Erwartung getäuscht. Ohne Schutz gegen die wilden Tiere und ohne Lebensmittel mußte er den weiten Weg durch die Wildnis machen und das Leben kümmerlich durch einige wilde Beeren und bitttere, schwerverdauliche Wurzeln und Kräuter fristen.

Als er den Wald hinter sich hatte, stieß er auf einige Bewaffnete, die ihn suchten. Nach einem abermaligen viertägigen Marsche durch eine rauhe unmögliche Gegend kamen sie endlich nach der Hauptstadt des Landes, die mit einem starken Zaune aus großen Steinen und dichten Dornengesträuch umgeben war. Die Häuser waren kleine, niedere Hütten, die eher den Höhlen wilder Tiere als menschlichen Wohnungen glichen. Der Fürst Guzambambe selbst war nicht anwesend, sondern befand sich mit seinem Heere im Feldlager. P. Cavazzi wurde daher vom Tendale, dem ersten Minister, empfangen und in einer schmutzigen Hütte untergebracht, in die man auf Händen und Füßen kriechen mußte, und wo der arme Missionär nicht einmal seine müden Glieder ausstrecken konnte. Die Bewohner der Stadt trauten sich nicht, ihn ohne spezielle Erlaubnis ihres Gebieters zu besuchen und betrachteten ihn nur von ferne, wenn er vor seiner Hütte saß, aus Glaskorallen Rosenkränze verfertigte und die Kinder, die sich um ihn drängten, unterrichtete.

Nach acht Tagen kam der Bote, den man ins Lager geschickt hatte, mit einigen Sklaven zurück, um ihn in einer Hängematte abzuholen. Da aber die Schwarzen sahen, daß sie von dem armen Mönche keine Belohnung zu erwarten hätten, setzten sie ihn mitten in einem großen Walde nieder und ließen davon. P. Cavazzi sah sich genötigt, selbst den Weg zu suchen; doch am zweiten Tage überfielen ihn so heftige, mit Nervenzuckungen verbundene Krämpfe, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte und an dem gefährlichen Uebel, das die Eingeborenen Chiongo nennen, sterben zu müssen glaubte. Er erholte sich indessen bald wieder soweit, daß er auf die Schultern seiner zwei Diener gestützt, den Gipfel eines Berges ersteigen konnte, von wo aus sie zu ihrer Freude das ersehnte Feldlager erblickten. Einer seiner Diener eilte sogleich dorthin voraus, und kurz darauf erschienen mehrere Krieger, die ihn ins Lager brachten. König Guzambambe empfing den berührten Missionär mit großer Freude und bewirtete ihn mit einem sehr stärkenden Getränk, das aus Mais, Wurzeln und wohlriechenden Kräutern bereitet war, sowie mit Mehl, Fleisch, Früchten und Palmwein, was den Kranken schnell wieder zu Kräften brachte.

Schon am folgenden Tage ließ der Fürst eine der größten Hütten des Lagers zur Kirche einrichten und befahl all' seinen Leuten, des Morgens und des Abends vor derselben zu erscheinen, um dem Unterrichte beizuhören, den Cavazzi in portugiesischer Sprache erteilte und der von einem Dolmetscher in die Landessprache übersetzt wurde. Guzambambe selbst, der schon ein Greis von mehr als 70 Jahren war, zählte stets zu den eifrigsten Zuhörern und empfing, nachdem er feierlich

versprochen, der Vielweiberei zu entsagen und den Götzenidienst in seinem Lande auszurotten, am 11. August 1658 auf den Namen Ludoviko Antonio die heilige Taufe.

Hierauf leistete er vor dem inzwischen angekommenen Abgesandten des portugiesischen Statthalters den Eid der Treue, und wurde von diesem mit einem kostbaren Mantel bekleidet, zum Zeichen der Belehnung mit seinen Staaten durch den König von Portugal. Nach der kirchlichen Feier brachte man ein silbernes Becken mit Mehl, der König und der Abgesandte nahmen ein wenig davon in den Mund, verschluckten es und umarmten sich dann gegenseitig unter dem Jubelruf des ganzen Volkes. Hierauf legte der Fürst den Mantel ab und prosternierte sich auf dem Boden, während ihn seine

graphien der betreffenden Kinder in der Januar-Nummer 1911 des *Vergilzmeinnicht* veröffentlicht wurden. Diese Briefe fanden trotz ihrer mangelhaften Form großen Anklang, und einige Monate später ließen für die schwarzen Schreiber und Schreiberinnen von da und dort milde Gaben in Gestalt von Kleidern, Stoffresten und so weiter ein.

Wollte nur, die edlen Wohltäter hätten Zeugen von dem Jubel sein können, den diese Gaben unter den schwarzen Wollköpfen hervorriefen! Schon die bloße Nachricht, es seien Kisten mit allerlei schönen Sachen von weit her für sie gekommen, elektrisierte die ganze Schule. Mit tausend Fragen stürmten sie auf mich ein: „Wo sind die Kisten? Was ist darin? Bekomme ich auch etwas? Ich auch? Wer hat das geschickt?“ — —



P. Anselm in der von ihm angelegten Waldplantage.

Hofsleute mit dem Rest des Mehles bestreuten und die Mahnung beifügten, seinem Lehensherrn treu und eifrig zu dienen und gegen seine Untertanen Gerechtigkeit zu üben.

P. Cavazzi aber zog nach der Taufe Guzambambes von einer Schar bewaffneter Diener begleitet durch die ganze Provinz, zerstörte die heidnischen Tempel und Götzenaltäre, verjagte deren Priester, pflanzte an allen Orten das Kreuz auf und tauft eine große Anzahl von Negern. (Fortsetzung folgt.)

### Tausend Dank!

Mariatal. — Zu Beginn des Jahres 1911 — schreibt Schwester Valentine — hatten einige unserer schwarzen Schulmädchen an unsere geehrten Freunde und Wohltäter in Europa und Amerika kurze Briefe und Gratulations-schreiben geschickt, die auch zum Teil nebst den Photo-

Ich hatte Mühe, mich einigermaßen ihres Ungestümens zu erwehren und ihnen zu sagen, daß unsere Wohltäter jenseits des großen Meeres all' das geschickt hätten als Antwort auf die Neujahrsbriefe, die sie geschrieben. Natürlich legte ich ihnen auch sofort die Pflicht nahe, recht dankbar zu sein und fleißig für die Wohltäter zu beten.

Dann ging es zu den Kisten! Sie hätten am liebsten alle zu gleicher Zeit ihre Nasen und Köpfe hineingesetzt, mußten sich aber damit begnügen, in mäßiger Entfernung rundum zu stehen und bescheiden zu warten, bis Stück für Stück zum Vorschein kam. Bei jedem Geschenk, das der geheimnisvollen Kiste entstieg, war neues Staunen, neue Freude, neuer Jubel. Mancher Gabe lag auch ein Brieflein bei, das natürlich sofort gelesen und in's Kaffrische übersetzt werden mußte. Zuletzt traten den guten Kindern die Tränen in die Augen; sie fragten sie voll Staunen: „Kanti amakolwa apetsheya

anje? Wie, so sind die Christen jenseits des Meeres? So lieb und freigebig und gut! Und solch schöne Sachen schicken diese Weissen uns armen Kindern! Da müssen wir aber recht brav werden und viel für diese guten Leute beten!"

Diejenigen, welche speziell mit einem Geschenk bedacht worden waren, wollten sogleich einen Dankbrief schreiben, andere eilten zur Kirche, um für die Wohltäter zu beten, alle aber waren voll Freude und Jubel. Eines freute sich über das Geschenk des andern. Da gab's keinen Neid und keine Eifersucht, wie der Schwarze überhaupt in hohem Grade freigebig und mitteilsam ist. Dazu bestimmte der Hochw. P. Superior, daß jedes Kind etwas bekommen sollte. Die einen Geschenke wurden sogleich verteilt, andere wurden für Weihnachten reserviert; das Christkind soll sie bringen, falls die Kinder brav und fleißig sind.

Uns Schwestern waren namentlich auch die Stoßfeste willkommen. Hierzulande bekommt man selten so gute, und wir können daraus für unsere schwarzen Pfleglinge eine Menge brauchbarer Sachen machen. D'rum sagen auch wir unsern edlen Wohltätern tausend Dank und ein herzliches „Bergelt's Gott“. Möge ihnen der liebe Gott jede, auch die geringste Gabe für Zeit und Ewigkeit reichlich lohnen!

Ganz ähnlich schreibt Schwester Capistrana, Lehrerin in Himmelberg. „Vor etwas mehr als Jahresfrist erlaubte ich mir, um einige milde Gaben für unsere Mission zu bitten. Ich wußte zwar, daß in der fernen Heimat noch manch' edles, opferwilliges Herz zu finden sei, das auch für das Wohl der armen Heidenkinder schlägt und gerne bereit ist, ein Scherlein für sie zu bringen, doch meine Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Es ist allerlei Schönes und Nützliches gekommen von da und dort, und da ich außerstande bin, jedem einzeln zu danken, so tue ich es auf diesem Wege und sage allen unsern Wohltätern miteinander ein herzinniges „Bergelt's Gott!“

Und der Jubel und die Freude unserer Kinder! So was muß man selbst mitangesehen haben, denn die Schwarzen sind in ihrer Art noch viel lebhafter als die Weisen. Als sie am heiligen Weihnachtsabend voll Staunen und Ehrfurcht vor dem Christbaum standen und all' die schönen Sachen sahen, welche darunter lagen, da brachen sie unwillkürlich in die Worte aus: „O wie lieb müssen uns doch diese weißen Leute drüber im großen Meere haben, daß sie uns so viele und so schöne Sachen schicken! Die wollen wir aber auch lieben und wollen viel für sie beten, damit alle in den Himmel kommen. Werden wir sie wohl erkennen, wenn wir dort oben mit ihnen zusammenkommen?“

Nicht minder groß war die Freude, als wenige Wochen später abermals ein Kiste voll Kleider ankam. Jedes Kind bekam etwas, sogar der kleine Moses und sein Kamerad Umfangana, die bisher mit einem arg zerrißenen Hemdchen umherliefen, haben nun ein nettes Jäckchen an und sind nicht wenig stolz darauf. Ein Rest der Kleidungsstücke wanderte in's Vestiarium und wird dort sorgsam aufbewahrt für die Zeit der Not. Weiß nicht, wie lang der Vorrat noch reichen wird, denn oftmais sind die Heidenkinder, die hierher kommen und um Aufnahme in die Missionschule bitten, so schlecht gekleidet, daß man ihnen schleunigst etwas zur Bedeckung geben muß.

## Meine Wanderungen in „St. Paul“.

Von Br. Bartholomäus Schabl, R. M. M.

Motto: Wir haben hinielen keine bleibende  
Süte. Hebr. 13, 14.

Bin Schreiner von Beruf, habe nicht nur als Junggeselle in mancher Werkstatt gearbeitet, sondern bin auch als Ordensmann ungezählte Tage und Stunden an der Hobelbank gestanden. Nachdem ich 23 Jahre hindurch in Südafrika tätig gewesen, kam ich im Mai 1911 im Auftrage meiner Obern nach „St. Paul“, unserem neuen holländischen Missionshaus. Natürlich fragte ich sogleich, ob auch eine Hobelbank da sei und das nötige Schreinerwerkzeug. Es hieß, es ist alles da, und auch Arbeit gibt es genug; denn bei einer Neu gründung ist ein Schreiner an allen Enden und Ecken nötig; bald gibt's etwas Neues zu machen, bald wartet etwas Altes auf Reparatur.

„Gut, Arbeit war von jeher meine Freude, doch wo ist meine Werkstatt?“ Ich suchte das ganze Haus aus, durchstöbere jeden Winkel, doch ich kann nichts finden. „Ist denn nirgends ein Plätzchen da, wo ich in Frieden meine Hobelbank aufstellen könnte?“

Bruder Leo meinte, ich könnte es vorläufig, bis das neue Klosterchen besser eingerichtet wäre, im Pferdestall aufführen. Gesagt, getan. Ich zog mit meiner Hobelbank und einem Kästen voll Werkzeug in den Pferdestall ein. Besonders breit durfte ich mich da allerdings nicht machen; denn auf der einen Seite standen die Pferde, auf der andern war die Futterkiste nebst Pferdegeschirren, Säcken, Körben und sonstigen Stallutensilien. Immerhin aber blieb auch für mich noch ein bescheidenes Plätzchen übrig, und ich war herzlich froh, hier Obdach und Unterschlupf gefunden zu haben.

Doch meine Freude sollte nicht lange dauern. Eines schönen Morgens kommt P. Superior und bedeutet mir, ich müsse heraus, denn der Pferdestall solle in einen „Speisesaal“ umgewandelt werden. „Gut, wohin soll dann ich?“ „Auf den Dachboden hinauf! Da ist Platz genug für einen Schreiner.“

Ich packte also meine sieben Sachen zusammen, stieg eine halsbrecherische Stiege hinauf und ließ mich auf dem Dachboden häuslich nieder. Das war nun ein feines Plätzchen, etwas ganz anderes, als im schmutzigen Pferdestall. Ich fühlte ordentlich, daß ich „gestiegen“ war! Besonders schön war die Aussicht. Wenn ich den großen Holzladen aufmachte — Fenster gab es natürlich keine — schweifte mein Blick über die schönen, im sattesten Frühlingsgrün prangenden Wiesengründe und die großen Waldungen dahin. Ich sah den Turm von Walbeck, den rauchenden Fabrikschlot von Straelen, sah unter mir die holländischen Maurer und Handlanger, die an unserm neuen Kirchlein arbeiteten, kurz, es war ein ideales Plätzchen da oben. Auch die frische, gesunde Luft bekam mir, der ich Afrika in sehr bedenklichem Gesundheitszustand verlassen hatte, ungemein wohl. Ich lebte in dem schönen, europäischen Frühling neu auf! —

Aber auch hier sollte meines Bleibens nicht lange sein. Auf einmal kommt der Bescheid, ich müsse wieder ausziehen, denn der Dachboden solle zu einem Schlaflaß aufführen. Gehorsam ist des Christen Pflicht; für den Ordensmann gilt dieser Satz doppelt. Ich verließ also mein stolzes Heim, stieg vom Dachboden herab und wanderte dem Kühlstaile zu. Hier, zwischen Kühlstall und Scheune, war ein offener Schuppen. Da zog ich mit meiner Hobelbank ein und arbeitete in Wind und Regen bis zum Beginn der Ernte. Dann trieb man mich wieder heraus. Der Schuppen wurde

„Getreide dem Magazin“, und „der Barthel konnte schauen, wo er den Most holt“.

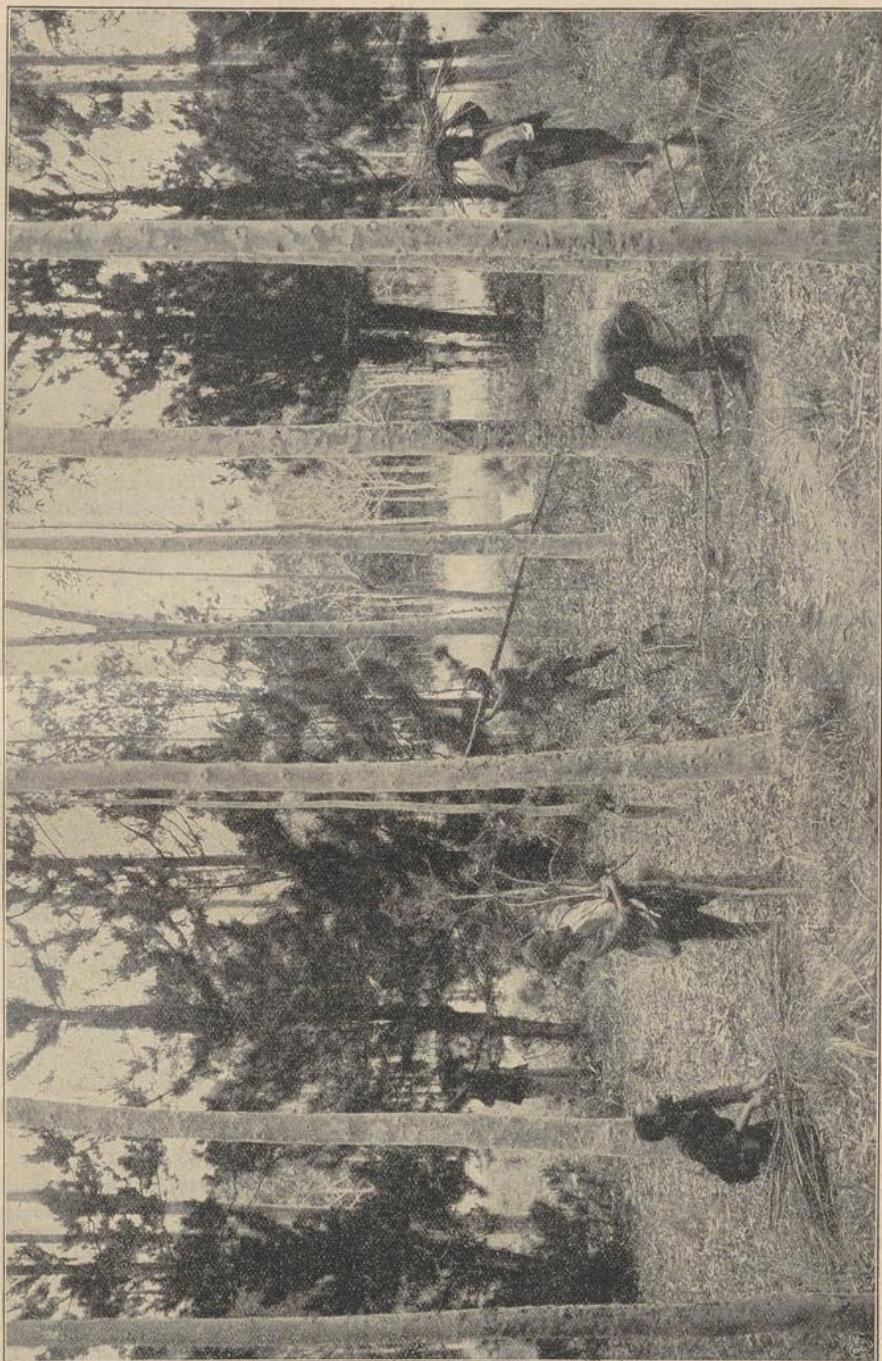
Ein Schluck Most hätte mir nicht geschadet, leider konnte ich keinen finden, ebenso wenig, als ich eine Werkstatt finden

konnte. Ich arbeitete daher unter Gottes freiem Himmel. Vom Regen hatte ich nicht zu leiden, denn es regnete den ganzen Hochsommer hindurch fast keinen Tropfen, gefroren habe ich auch nicht, setzte doch anfangs Juli eine Hitze ein, die selbst mir, dem alten Afrikaner, ordentlich das Fell bräunte.

Der Sommer ging vorüber, es nahte der Herbst. Da kamen — es war am Feste Maria-Geburt — von Mariannhill her wieder drei Brüder: Br. Ignaz, der Krankenwärter, Br. Bernard, der Schuster, und Br. Winfried, der Schmied. Letzterer brauchte eine Werkstatt; doch so einen schwarzen, feuergefährlichen Mann kann man nicht im nächstbesten Lokale einquartieren, wie den harmlosen Schreiner. Er mußte etwas abseits vom Klösterlein eine eigene Schmiede haben, und ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, sie ihm zu bauen. Es sollte eine bloße Bretterbude sein, und da konnte ich leicht helfen, denn ich hatte mir in der afrikanischen Mission in solchem „Häuserbau“ eine ziemliche Praxis

erworben. In kaum einer Woche stand die ganze Schmiede, 8 Meter lang und 4,5 Meter breit, fix und fertig da. Der Schmied zog ein, ich, der Schreiner und Baumeister, aber auch; denn ich dachte, die geräumige Schmiede biete Platz für uns beide. Anfangs ging es

auch, denn der Schmied hatte noch auf sein Werkzeug, Hammer, Amboß, Zangen und Blasbalg usw., das man erst in Deutschland kaufen und hieher transportieren mußte, zu warten. Wie aber alles da war, und Bruder



Bei der Holzfleiß im Wald.

Winfried anfang, auf seinem Amboß zu hantieren, daß rechts und links die Funken umeinanderstoben und auch in meine Späne hineinflogen, da hieß es: „Heraus mit dem Schreiner! Da ist ja die höchste Feuersgefahr, und könnte uns schließlich das ganze Klösterchen überm Kopf

abbrennen. Schmied und Schreiner passen nicht zusammen!"

Ich lief, als ob wirklich schon das ganze Kloster brenne und suchte und fand ein neues Heim im Keller. Da war es schön kühl und drohte keine Feuersgefahr. Rechts und links waren die nackten Mauern und über mir ein Gewölbe aus Beton. Schon begann ich mich hier heimisch zu fühlen, — da kam die Kartoffeleiter. Wir hatten in dieser nützlichen Knollenfrucht den besonderen Segen Gottes erfahren. Br. Servulus, unser eifriger Schaffner, brachte eine Wagenladung nach der anderen daher und lud sie alle im Keller ab, sodaß schließlich der arme Barthel nochmals wandern mußte.

Diesmal aber traf ich's besonders gut. Ich kam in die neue Kapelle. Sie war unter Dach, die Wände waren schon übertüncht, und ein Dekorationsmaler war eben daran, ihnen etwas Farbe und Leben zu geben, doch Altar und Bilder fehlten noch, alles war „wüst und leer“; für mich aber war der Raum wie geschaffen. Hier konnte ich mich einmal gehörig rühren mit den langen Brettern, denn ich sollte Kirchenbänke, einen Betstuhl, ein Podium für den Hochaltar usw. machen; auch hatte der Gedanke, daß ich in einem künftigen Kirche ein arbeite, etwas Erhebendes für mich. Ich dachte an die vielen hl. Messen, Kommunionen, religiösen Vorträge und Gottesdienste usw., die hier im Laufe der Zeit stattfinden sollten, und an die schöne Gelegenheit, die auf mich selber warte, hier meine Seele zu heiligen. Doch wie ich da eines schönen Tages so sinne und meditiere, kommt plötzlich P. Superior zu mir und spricht: „Bruder Barthel, machen Sie schnell! Bis heute Abend muß die ganze Kirche rein und proper sein, denn morgen früh soll die erste hl. Messe darin gelesen werden!“ — Ich traute meinen Ohren kaum, doch siehe, einige Minuten darauf kam schon ein halbes Dutzend Postulanten herein. Der eine trug ein Bild, der andere ein Stück vom Altar, ein dritter und viertes etwas für die Sakristei, kurz, ich sah, es werde Ernst und tat nun auch meinerseits alles, um schleunigst mit meiner Arbeit fertig zu werden. Es ging; noch am selben Abend wurde das neue Kirchlein benediziert, das Allerheiligste eingefestzt, und am nächsten Morgen die erste heilige Messe darin gelesen.

Ich selbst wanderte wieder in den Keller hinab, den man inzwischen zur Hälfte ausgeräumt hatte. Bin zur Zeit noch darin, hab' aber schon etwas läuten hören, als wollte man nächstens die Schreinerei im — alten Kuhstall etablieren. Ist mir auch recht, ich hab' jetzt gelernt, mich in alles zu fügen und finde jedes Plätzchen schön, in dem der Frieden und der Segen Gottes wohnt, und das ist im Kloster überall der Fall.

Findet sich unter unsrer Lefern keiner, der diesen Frieden und Gottesseggen mit mir teilen will? Unser Klosterlein ist nun fertig, verschiedene Postulanten sind auch schon gekommen und prüfen hier ihren Beruf für die Mission in Mariannhill, aber noch immer ist Platz da für neue Kandidaten. Brauchen können wir noch viele: Studierte und Unstudierte, Bauernleute und Handwerker, Priester und Laien, sofern sie nur guten Willens und wahrhaft von Gott berufen sind. Die näheren Aufnahmsbedingungen enthält ein Prospekt, der auf Verlangen jedem gratis und franko zugeschickt wird. Man wende sich nur an eine Vertretung der Mariannhiller Mission oder an den Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn sich durch diese Zeilen auch nur ein einziger frommer und seelen-

eifriger junger Mann angetrieben fühle, sich dauernd unserer Mission anzuschließen! Hl. Joseph, schicke unserm Hause brave und tüchtige Postulanten!

### Auf der Aehrenlese beim Amakuja-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Ich verließ Umdumela und ritt zum Kraale des Njakasana, jenes zweiten Greises, der schon seit geraumer Zeit getauft zu werden wünschte. Er ist verheiratet. Die Frau ist noch ziemlich bei Kräften, ihn selbst aber hat Sicht und Rheumatismus alle Sehnen und Muskeln so verbogen und mitgenommen, daß er nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn gehen kann. Ganz gekrümmt und zusammengekauert sitzt das arme Männchen, sofern es die Witterung gestattet, vor seiner Hütte, bei schlechtem Wetter aber drinnen beim warmen Herdfeuer.

Njakasana hat im Gegensatz zum stillen, friedliebenden Umdumela ein sehr bewegtes Leben hinter sich. In seiner Jugendzeit war er ein verwegener, übermütiger Geselle. Selbst jetzt noch blitzt zuweilen ein eigenwilliges Feuer aus seinen tiefschwarzen Augen. Er war unter seinen Altersgenossen der gewandteste Fechter, ein vor trefflicher Schwimmer und ein gefährlicher Wilddieb. Das Wildern ließ er erst, als er der ewigen Geldstrafen fett wurde und man ihm den letzten Assagai weggenommen hatte.

Sehr oft war er in Händel und Streitigkeiten mit den anderen jungen Bürchen verwickelt. Da war er dann der Held des Tages und schlug wütend nach rechts und links, mochte er auch selbst noch so viele Hiebe und Püsse bekommen. Manch' tiefe Narbe an seinem hageren Leibe legt heute noch Zeugnis ab von den Kämpfen, die er bestanden. Kurz, er war ein Wildfang erster Klasse und hatte selbst unter den Heiden kaum seinesgleichen.

Dennoch war er der Liebling seines Vaters. Es gefiel ihm der Mut und die unbeugsame Kraft und Stärke seines Sohnes; noch mehr aber liebte er die jaftigen Hebraten, die er seiner ungezähmten Jagdlust zu verdanken hatte. Njakasana nahm sich frühzeitig ein Weib, das er nicht ungändig behandelte, im übrigen aber blieb er der Alte. Bei jedem Biergelage und jeder heidnischen Hochzeit war er dabei. Um Bier zu bekommen, scheute er selbst einen Weg von drei bis fünf Stunden nicht, und manche Woche lebte er, wie er mir selbst gestand, ausschließlich vom Utschwa oder Kassernbier. War er dann etwas angehetzt, so reippefierten ihn alle; denn er war nicht nur ein gewandter Kämpfe, sondern hatte auch ein böse, schlagfertige Zunge.

Im allgemeinen ist der Kaffer im betrunkenen Zustand linkisch und tölpelhaft; er lallt beim Sprechen wie ein Kind, das erst das Reden lernen muß. Die Kaffernweiber dagegen werden nach reichlichem Biergenuß wild und führn und verfügen über eine Jungensfertigkeit, die schon manchem übel mitspielte. So eine gefürchtete Weiberzunge hatte auch Njakasana, obschon er ein Mann war. Jeder, der ihn kannte, ging ihm daher vorsichtig aus dem Weg, sobald er merte, er habe schon zu tief in den Utschwalatopf geschaut.

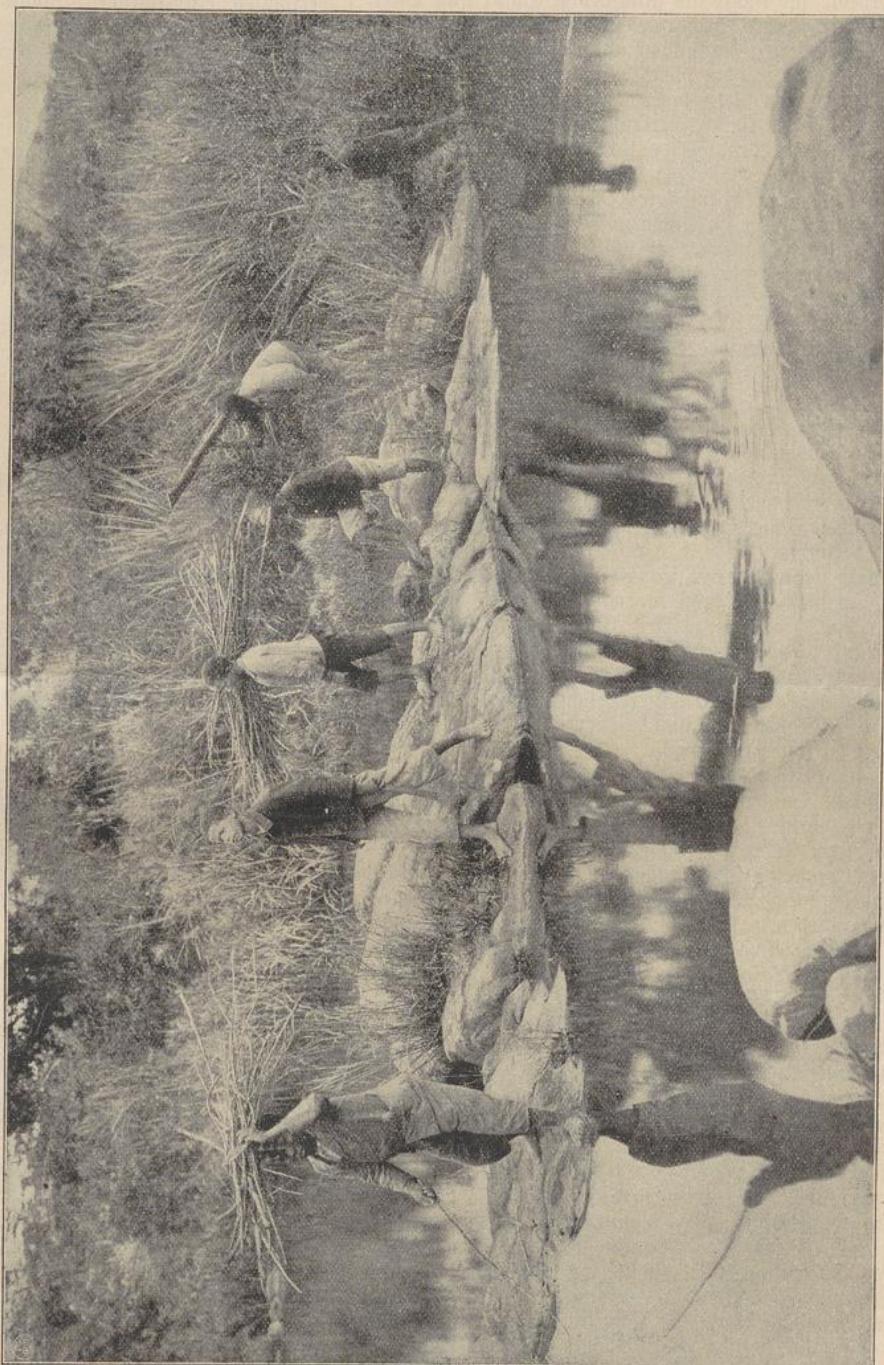
Dieses sein rauflüstiges Wesen vererbte sich auch auf einige seiner Kinder. Sogar eines seiner Mädchen, das er, um seinen guten Willen zu bekunden, in die Ezenstochauer Schule schickte, war, obschon kaum 12 Jahre

alt, ein ausgesprochener Raufbold. Fast jeden Tag lag sie mit anderen Kindern in Streit und wagte sich zuweilen sogar an Erwachsene, sodaß die Schwestern ihre liebe Not mit dem kleinen Wildfang hatten. Sie wollte weder eine Strafe annehmen, noch ihren Willen beugen; zuletzt lief sie wieder heim in den heidnischen Kraal.

Etwas Gutes hatte übrigens Njafasana in seinen gesunden Tagen doch. Er bestellte mit großem Fleische seine Felder, sodaß seine Familie immer Mais und Amabile (eine einheimische Hirsenfrucht) genug hatte. Sogar anderen Leuten, die weder Pflug noch Zugtiere hatten, half er aus und pflügte deren Acker. Ebenso half er beim Bauen von Kaffernhütten, wo zu er viel Geschick hatte, getreulich mit, vorausgesehen, daß der Eigentümer dabei fleißig Bier verabreichte. Geizen durste man bei ihm nicht.

So war Njafasana allmählich zu Jahren gekommen. Da nahm ihn der Herr in die Schule. Er schickte ihm ein langwieriges, überaus schmerzliches Leiden, die Gicht, sodaß, wie wir schon oben hörten, sein ganzer Leib zuletzt vor Schmerz und Elend gefrämmt und zusammen gezogen wurde. Mit dem Besuche von Trüngelagen, dem Wildern und Raußen war's vorbei. Sogar seine böse Zunge wurde gelähmt, denn er spricht jetzt freundlich und gelassen mit jedermann, und jügt nun schon seit Jahren, hübsch demütig und zahm, vor seiner Hütte. Nun hat er Muße, über seine Jugendjahre nachzudenken und sich auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Beim Unterrichte paßt er sehr auf und gibt auf meine Fragen recht verständige Antworten. So oft ich ihn besuche, wiederholt er seine Bitte um die heilige Taufe. Vorläufig muß er sich noch etwas gedulden, denn



Auf dem Heimweg vom Holzfleß.

sein Unterricht ist noch nicht vollendet, und eine unmittelbare Gefahr läßt sein Zustand noch nicht befürchten.

(Fortsetzung folgt.)

## Waldanlagen in Mariannhill.

(Mit 4 Bildern)

§. — Wer vor ein paar Dezennien die Stätte betrat, auf der nun das stattliche Missionskloster Mariannhill sich erhebt, sah nichts als graufarbige Hügel und Täler, mit langem, zähem Gras bewachsen. Dem Flusstale und den manigfachen Schluchten und Wasserrinnen entlang haben sich als größere oder kleinere dunkle Flecke zahlreiche Gruppen struppigen, undurchdringlichen Geestrüches, sowie kleine, verkrüppelte Bäume ab, unter denen dornige Mimosen entschieden die Vorherrschaft führten.

Nur wenig brauchbares Nutzholz fristete solange sein Leben, bis es zu einem mäßig-dicken Stamm herangewachsen war, denn der wilde Kaffer will nicht so lange warten; vorzeitig holzt er die brauchbaren Stämmchen zum Bauen seiner Hütte aus, unbekümmert um den nötigen Nachwuchs. Nur vereinzelt reicht ein wilder Feigenbaum oder eine Flatcrown auf günstigem Standort die kräftigen Äste zu gigantischer Breite.

Hie und da, in Entfernung von etwa 15 bis 20 Minuten, lebten an den Hügeln Kaffernkraale, deren Hütten sowohl in der halbkugeligen Form wie in dem matten, strohfarbigen Ton nur allzu sehr mit dem Charakter ihrer Umgebung harmonierten. Die an sich recht malerischen Hügel boten mit dem vielgewundenen Flusstale des Umhlatsoan und der sonstigen Wasserläufe eine prächtige Unterlage zu einer ideal-schönen Landschaft, allein es fehlte der monotonen Färbung ein Gegensatz, das, was einen Fleck Erde erst reizend macht, nämlich der dunkelgrüne Wald, sei es nun ein Urwald oder eine künstlich angelegte Waldpflanzung. „Viell Gegenb“ würde der Berliner gesagt haben. Wie ganz anders sieht aber das landschaftliche Bild von Mariannhill gegenwärtig aus!

Nach verschiedenen Seiten hin lagert sich jetzt geschlossenes Buschwerk in manigfach abgestuftem Grün und stets wechselnder Form der Baumart um das gemeinsame Zentrum, das selbst zwischen Gärten und Baum-Anlagen verdeckte Mariannhill. Aus der ursprünglichen Wildnis ist im Laufe der Jahre ein reizendes Kulturland geworden. Alles in allem gerechnet ist Mariannhill jetzt von etwa 70 Acres (105 preußischen Morgen) Busch- und Waldanlagen umgeben. Die hier mächtig ausschließenden 72 000 Stämme und Stämmchen — die jüngsten sind zwei, die ältesten neun Jahre alt — werden in zwei bis drei Dezennien einen keineswegs zu verachtenden Forstbestand repräsentieren.

Aber man vergesse nicht, wie viel Schweiß nötig war, diesem wilden, lange Zeit des Jahres hindurch harten und trockenen Boden sold' ein Resultat abzuringen. Das Pflügen und Urbarmachen des Bodens unter der heißen Tropensonne, das oft wiederholte Ausreutzen des stets üppig wuchernden, fast mannhohen Unkrautes, das Begießen, Beschneiden, Nachpflanzen, Bekämpfen der vielen Schädlinge usw., stellte nicht geringe Anforderungen an die Geduld, Ausdauer und energische Tätigkeit seiner Bebauer. Das eigentliche Aufforsten, nämlich die Sorge für die jungen Pflänzlinge, sowie das Ausstechen und Neupflanzen in den einzelnen Anlagen mit allem, was drum- und dranhängt, lag zum größten Teil in der Obhut unseres getreuen Waldbauers, des Hochw. P. Anselm Kotnik, der auch jetzt noch trotz seiner hohen Jahre unermüdlich dem edlen Forstwerk obliegt und auch solchen Kritikern, die alles nur nach Mark und Pfennigen zu bewerten pflegen, einen Beweis von

der Kulturkraft katholischer Ordensleute und Missionäre liefert.

Die jungen Forste sind meist mit verschiedenen Eukalyptus- und Pinienarten, Kauarinen und Zypressen, australischen (Greyvillea robusta) Eichen, sowie dem wertvollen einheimischen Blackwood bestanden. Auch andere Arten, wie Kampferbäume, Pappeln, Weiden, Kastanien fehlen nicht, während einzelne Exemplare verschiedenartiger außerafrikanischer Hölzer bisher nur verhältnismäßig kultiviert wurden.

Unser heutiges Titelbild lässt uns den erwähnten Waldmeister in seiner Neupflanzung mit zweien seiner schwarzen Gehilfen sehen. Ein anderes Bild zeigt ihn uns, wie er nach getaner Arbeit nochmals seine Anlagen inspiziert und dann den Rückweg ins Kloster antritt. Auf einem drittenilde sehen wir sechs Kaffernknaben in einer mit Pinien durchsetzten Eukalyptuspflanzung Holz sammeln.

Alle diese Forstanlagen haben nicht nur die Gegend viel anheimelnder und trauter gemacht, sondern scheinen auch jetzt schon auf das Klima einen recht günstigen Einfluss auszuüben. Vor allem aber wirken sie wie ein Magnet auf die bunte afrikanische Vogelwelt. Zählt doch Natal allein über 500 Vogelarten, von denen viele mit ihren originellen Tönen den Wald mit geheimnisvoller Poesie erfüllen. Leider geht dem Kaffer jeder Sinn und alles Gefühl für derartige Schönheiten ab, sodass es viele Mühe kostet, ihn vom Einfangen und zwiellosen Töten schöner Vögel abzuhalten. Wald und Vögel gehören zusammen, und wenn man alles aufschreiben wollte, was die Dichter aller Länder über beides empfunden und in Versen verewigt haben, es würde Bände füllen.

Wenn die Waldkultur in Mariannhill so voranschreitet wie bisher — auch unser langjähriger Bellarius, der Hochw. P. Sales Esser, gab kräftige Anregung dazu — so wird in weiteren dreißig Jahren das Antlitz Mariannhills total verändert sein. Das geheimnisvolle Rauschen und Rauschen in den Blätterkronen aber, und die süßen Laute der kleinen Sänger sind gleichsam die Seele des Waldes. Darum vergreift euch nirgends an dieser Seele und mordet — keine Vögel.

## Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörmann, R. M. M.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — Regina, auf deutsch Königin, ist ein schöner Name. Eines unserer schwarzen Schulmädchen erhielt denselben bei der hl. Taufe. In jüngeren Jahren gab sie zu keiner besonderen Klage Anlaß, später aber hieß es auch bei ihr: „Liebe macht blind.“

Sie begann nämlich ein Verhältnis mit einem protestantischen Burschen, Namens Isaias. — Derjelbe war als kleiner Junge in der englischen Hoffkirche getauft worden, konnte auch etwas lesen und schreiben, versprach sogar seiner Braut, in Wälde katholisch zu werden, lebte aber sonst wie ein Heide, sodass ihm vom Christentum nichts übrig blieb als der Name. Er wollte rasch heiraten, und da die Verwandten der Braut ebenfalls drängten — denn der Vater wollte möglichst bald für seine Tochter die üblichen zehn Ohren haben — so ließ Regina eines schönen Tages einfach von der Missionsstation weg, gesellte sich zu ihrem Bräutigam und ließ sich mit ihm in bloßer Zivilehe trauen. Das alles ge-

schah, bevor ich das zweitemal als Missionär nach St. Michael kam. Ich fand zu meinem und aller Gutgläubigen Bedauern die vollendete Tatsache vor.

Ich suchte auf beide, besonders auf den katholischen Teil, einzuwirken, Isaak sollte sein Versprechen bezüglich des Neubetrettes zur katholischen Religion halten und beide sollten sich dann katholisch trauen lassen, allein ich erhielt nur unbestimmte, ausweichende Antworten. Da ich sah, daß momentan nicht viel zu machen sei, hielt ich mich ferne und empfahl die Sache Gott. Im stillen jedoch ließ ich durch Bekannte immer wieder fragen und mahnen. So verging eine geraume Zeit.

Da wurde Regina schwer krank. Ihr ganzer Leib begann anzuschwellen, es bildeten sich an den Füßen schlimme Wunden, und weder die Kaffernarzt noch der Arzt in Uanzinto wußten Rat. Regina hatte schon als kleines Schulmädchen einen eigentümlichen Hang gehabt, Erde zu essen, zuletzt wurde ihr dies zu einer wahren Leidenschaft, kurz, ihr Zustand war bedenklich und verschlimmerte sich immer mehr. — Man fragte sie, ob man nicht den Priester holen dürfe. O gewiß! Schon längst hatte sie nach ihm verlangt, nur Furcht und falsche Scham hatten sie bisher davon zurückgehalten.

Bei meinem nächsten Gang nach Springvale schlug ich, von unserm braven Katecheten Albert begleitet, den Weg zu ihrem Kraale ein. Ich fand sie in trauriger

Stimmung neben dem Feuer sitzend. Nach der üblichen Begrüßung ging ich sofort auf das eigentliche Thema über. Ich hatte leichte Arbeit; Reginas Herz war unter der züchtigenden Hand des himmlischen Vaters weich



Wasserögel in Südatrika (1, natürlicher Größe, 2, 3 u. 4 Tropfen (Schwimmvögel), 5 Segelvogel, 6 u. 8 Storchenvogel, 7 Weißer Egret, 9 Rostfrontnäher, 10 Fischreiherart).

geworden. Sie war zu allem bereit, wollte beichten und alles wieder gut machen; auch bat sie mich, ihr Kind zu taufen. Dazu benötigte ich die Erlaubnis des Vaters. Wir waren bald einig; er selbst wünschte die Taufe seines Kindes und versprach, durch Sanierung der Ehe das

gegebene Vergernis zu heben. Er wohnte jetzt im Kraale seines Vaters, und Regina war bei ihrer Mutter. Kurz, ich sah, es wende sich alles wieder zum Bessern, hörte Reginas Beicht, taufte ihr Töchterchen auf den Namen Cölestine, und ritt dann, von den Dankesbezeugungen aller Anwesenden begleitet, nach Springvale, um dort zu übernachten, am nächsten Tag hl. Messe zu lesen, zu unterrichten und die hl. Sakramente zu spenden.

Acht Tage später erhielt ich die Nachricht, die kleine Cölestina sei schon gestorben und, wie ihr Name andeutet, in den Himmel eingegangen. Nach weiteren 10 oder 14 Tagen ließ Regina fragen, ob sie nicht zur Missionsstation kommen dürfe, um sich bei uns kurieren und pflegen zu lassen. Auch ihre Verwandten, denen sie in ihrem hoffnunglosen Zustand nur zur Last war, unterstützten ihre Bitte. Wir sagten zu, obgleich von einer Heilung natürlich keine Rede mehr sein konnte; doch es war uns um die Rettung ihrer Seele zu tun.

Einige starke Marienhausmädchen gingen mit einer Tragbahre zu ihrer Hütte, um die Kranke höher zu bringen. Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, gingen sie von hier fort und nachts um 11 Uhr kamen sie mit Regina, die mehr einer Toten als Lebenden glich, zu uns zurück. Das war für beide Teile ein schwerer Tag gewesen! Nur wer die unzähligen Berge und Täler, Schluchten und Wasserläufe der hiesigen Gegend kennt, vermag sich einen Begriff davon zu machen, was es heißt, eine schwerkrante Person auf solchen Wägen viele Stunden weit zu tragen. Ich wunderte mich nur, daß sie überhaupt noch lebend ankam.

Die Schwestern hatten ihr schon Raum und Bett zurecht gestellt. Sie trugen Regina, die bei ihrer Ankunft in eine tiefe Ohnmacht fiel, herein und legten sie nieder. Am nächsten Tage konnte sie kaum reden, geschweige denn sich rühren. Später ging es etwas besser, doch der unerbittliche Tod stand schon vor der Tür. Sie erfährt das und benutzte die kurze Frist, die ihr noch gegeben war, zu einer guten Vorbereitung auf ein christliches Sterben. Sie ließ sich in Gegenwart zweier Zeugen mit Isaak kirchlich trauen, beichtete wiederholt, trug ihre Schmerzen und Leiden mit großer Geduld und stärkte ihre Seele öfters durch die hl. Kommunion. Kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente stand ihre Seele vor dem ewigen Richter. Es war am 5. September 1908. Möge er sie in Gnade und Frieden aufgenommen haben!

Jaaf aber, ihr Mann, machte kurz nach ihrem Hingange mit seinem Versprechen Ernst. Er vollzog seinen Übertritt in die katholische Kirche, und geht seitdem fleißig zu den hl. Sakramenten. In Wälde wird er ein katholisches Mädchen von hier zum Traualtar führen. Von einer wilden Ehe will er nichts mehr wissen; er hat, wie so mancher andere, zur Genüge erfahren, welch' ein Fluch auf solcher Verbindung ruht. Wer betet für ihn ein Ave Maria, daß er seinen guten Vorsätzen treu bleibe?

### Der schönste Gruß.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Die englische Regierung verlangt, daß unsere schwarzen Kinder in den Schulen Englisch lernen. Eines Tages suchte ich nun den kleinen Wollköpfen die üblichen Begrüßungsformeln, wie good morning, good night (guten Morgen, gute Nacht) usw. beizubringen. Als ich nach einer kurzen Erklärung an die Kinder Fragen stellte, wie sie also zu sagen hätten, wenn sie am Morgen, im Laufe des Tages oder am

Abend einem Priester, einem Bruder oder einer Schwester begegneten, erfolgte prompt jedesmal aus dem Munde der frischen, lernbegierigen Kinder die richtige Antwort.

Nun kam die Reihe an die kleine Josefa, ein kluges, sehr gewecktes Kind von neun Jahren. „Nun, Josefa,” fragte ich, „wie mußt du sagen, wenn du mich am Morgen auf Englisch grüßen willst?” — „Good morning, sister,” sagte sie ernst, fügte aber sofort treuerzig bei: „Schwester, ich sage aber nicht gerne so, denn der schönste Gruß ist doch: „Maduniswe u Jesu Christo” (Gelobt sei Jesus Christus). — Alle Kinder sahen mich fragend an, und ich konnte in ihren Augen lesen, daß sie innerlich der Kleinen recht gaben. Nun war es auch meinerseits aus, ich ging sofort vom Englischen auf ein anderes Thema über und erklärte den Kindern noch eingehender als bisher die Bedeutung und Schönheit des christlichen Grußes. Mit leuchtenden Augen hörten mir die Kinder gar aufmerksam zu, und als ich zum Schluß die Worte wiederholte: Maduniswe u Jesu Christo”, schallte es durch die ganze Schule: „Kuze kuge pakade (In Ewigkeit). Amen.”

So klein und unbedeutend der Vorfall an sich war, so mußte ich doch noch wiederholt an die sinnige Bemerkung der kleinen Josefa denken. Es fielen mir auch die bekannten Verse des Dichters Lenau ein:

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen.  
„Gelobt sei Jesus Christus”, sprach sie zu mir;  
„In Ewigkeit”, so dankt’ ich freundlich ihr.  
Es ist der beste Gruß auf allen Wegen. —

Der arme Dichter Lenau! Hätte er doch diesen schönen, segensreichen Gruß gesprochen auf allen seinen Wegen, er wäre nicht so schrecklich irre gegangen und hätte wohl nicht im Irrenhause geendet. Anders dachten und handelten die Heiligen Gottes. Dem hl. Bernard war der Name „Jesus“ Wohlfühl im Ohr, Sonig im Munde und Jubel im Herzen. Spricht er doch so schön:

„Jesus, deiner zu gedenken,  
Bringt schon dem Herzen Freud;  
Aber sich dir ganz zu schenken,  
Das ist wahre Seligkeit.  
Nichts kann uns so sehr beglücken,  
Nichts so himmlisch süß entzücken,  
Nichts gibt einen schönen Ton  
Als: „Herr Jesus, Gottes Sohn!”

### Altar und Kreuz.

Triashill. — Ist zwar für ein gläubiges Christenherz jeder Tag ein Gnadentag, so kommen dennoch im Laufe des Kirchenjahres Tage und Feste, die unser Herz unwillkürlich höher schlagen lassen und denen wir mit heißer Erwartung entgegensehen. So ein Festtag war für unsere Missionsstation Triashill das letzte hochheilige Osterfest; denn wir feierten an demselben nicht nur die glorreiche Auferstehung unseres lieben Herrn und Heilandes, sondern auch die erste hl. Kommunion eines beträchtlichen Teiles unserer schwarzen Christen. Schon viele Wochen zuvor fragten mich die glücklichen Auserwählten wiederholt: „Schwester, wie viele Tage sind es denn noch bis zum hl. Osterfeste? O, wir können es kaum erwarten, bis der große herrliche Tag kommt, an dem der liebe Heiland zum erstenmale in unser Herz einkehren wird!” und dabei funkelten ihre großen, schwarzen Augen, daß man ihnen deutlich die innere Erregung ansah.

Endlich brach der Morgen des hohen Festtages an. Sämtliche Erstkommunikanten versammelten sich im Schullokale. Knaben und Mädchen waren fast alle in Weiß gekleidet. Die übrigen Schulkinder aber, sowohl die von Triashill, wie die von den Außenstationen, stellten sich zwischen Kirche und Schule in langer Doppelreihe auf. Der Hochw. P. Superior hielt noch eine kurze zündende Ansprache, dann ging es in feierlicher Prozession unter Glockengeläute und jubelndem Festgesang dem schön geschmückten Kirchlein zu. Es begann das feierliche Hochamt, dem alle in erbaulichster Andacht bewohnten. Nach der Kommunion des Priesters nahten die glücklichen Erstkommunikannten dem Tische des Herrn, während der Chor in der Sprache der Schwarzen Gingeborenen das bekannte Lied sang:

Schon lange seufzen wir:  
„O guter Heiland komm'!  
Nimm unsre Herzen hier  
Und mach sie rein und fromm!“

Noch lange knieten sie hierauf in stiller Andacht vor dem Tabernakel, bis sie wieder unter Gesang und Gebet zur Schule zogen, wo ihrer ein bescheidenes Mittagsmahl warriete. Die meisten griffen nur zögernd und langsam zu; war doch der liebe Heiland als kostbare Seelenspeise in ihr Herz eingekehrt und hatte all ihr Verlangen überreich gestillt. Man konnte ihnen das Glück und die Freude, wovon ihr Herz so voll war, vom Gesicht ablesen.

P. Superior hatte übrigens für diesen Tag noch eine zweite Feier angesetzt. Hoch oben auf dem höchsten Berggipfel unserer Station sollte ein großes, hölzernes Kreuz als Symbol des christlichen Glaubens aufgerichtet werden. Der Vorschlag fand jubelnden Beifall. Alles eilte hinaus, dem hohen Berge zu, der etwa anderthalb Wegstunden von Triashill entfernt ist. Es ging über Stock und Stein, über Berge und Täler, durch Schluchten und manigfache Wasserläufe. Die Schwarzen, an solche Wege gewohnt, achteten die vielen Hindernisse kaum, uns Schwester aber kam die ungewohnte Tour etwas härter an. Bis zum Fuße des Berges ging es ja leidlich gut, dann aber begann der steile, hohe Aufstieg. Während die Schwarzen wie die Ziegen an den mächtigen Felswänden emporkletterten, kamen wir nur mühsam hinten nach. Auf halber Bergeshöhe ging uns schon fast der Atem aus. Müde und erschöpft setzten wir uns nieder und hätten am liebsten auf die Ersteigung des Berges verzichtet, doch P. Superior machte uns Mut, entschlossen nachzukommen, und so nahmen wir die Wanderung wieder auf. Wer die Freuden des Tabor genießen will, muß steigen und wandern bis zum Ziel. Endlich, endlich nach langem, mühevolem Klettern waren wir oben. Die Aussicht war prächtig. Der Berg bildet den Mittelpunkt unserer Farm; auf der einen Seite sahen wir unser liebes Triashill, auf der andern tief unten im Tale, rings von mächtigen Bergkolossen umrahmt, die Außenstation „St. Barbara“ mit ihrer großen, hoffnungsvollen Schule. Ja, schön war es hier oben und es reute uns keineswegs, den beschwerlichen Aufstieg gemacht zu haben.

Die eigentliche Bergspitze hatten wir übrigens noch immer nicht erstiegen. Diese aber

war so steil und unzugänglich, daß wir von vorneherein darauf verzichten mußten. Nicht so unsere Schwarzen; mit affenartiger Geschwindigkeit und Sicherheit kletterten sie an den mächtigen Felsblöcken trotz des schweren hölzernen Kreuzes, das sie mitgenommen hatten, empor und halfen schließlich auch unserem P. Superior hinauf. Rasch türmten sie sodann einen kleinen Steinhügel auf und befestigten in dessen Mitte das Zeichen des Heiles, das Kreuz. P. Superior hielt an die Versammlung eine kurze Ansprache, segnete hierauf das Kreuz durch Bepreuung mit Weihwasser und betete mit allen gemeinsam das Vater unser und apostol. Glaubensbekenntnis.

Dabei wartete auf uns noch eine kleine Überraschung. Wir glaubten nämlich alle, es sei wohl seit Errichtung der Welt das erste mal, daß hier auf dieser hohen, steilen Bergspitze, mitten im Heidenland, ein Kreuz angebracht wurde. Doch dem war keineswegs so. Auf der höchsten Bergspitze stand nämlich ein alter, halbverdorrter Baum seine dürren Äste empor, und in seinen Stamm war ein mehrere Dezimeter großes Kreuz eingeschnitten. Woher kam das? Offenbar von den Mariannhiller Trappisten, die vor etwa 15 Jahren am Fuße dieses Berges sich niedergelassen hatten, dann aber Rhodesia infolge eines Kaffernaupstandes wieder verlassen mußten. Dieses eingeschnittene Kreuz weckte manigfache Erinnerungen in unserer Seele wach.

Wir mußten übrigens an eine baldige Rückkehr denken. Der Abstieg ging schneller als der Aufstieg;



Die heilige Familie. Nach Ittenbach gemalt von Bernau.

es war die schönste Rutschpartie, und nicht selten kamen wir mit den spitzen, glatten Felsblöcken in unfreiwillige Berührung. Auf der Station angelangt, schauten wir nochmals zu dem hohen Berge zurück, der seit jenem Osterfesten den Namen „Kreuzberg“ trägt und suchten auf seiner Spitze das von unsrern braven Schuljungen aufgepflanzte Kreuz zu erblicken. Sieh, dort steht es! Weithin ragt es ins Heldenland hinein. Möge es viele Jahrzehnte dort oben stehen als eine lebendige Predigt für alle Weißen und Schwarzen, die zu ihm aufblicken, als Quelle des Segens für die ganze weite Umgebung und als Beweis davon, daß Christus, der Gekreuzigte, für immer Besitz ergriffen hat von diesem Lande!

### Ein standhaftes Käffernmädchen.

Von Schw. Capistrana, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages kam das Mädchen eines protestantischen Predigers hieher. Sie war zu Hause heimlich fortgegangen und bat um Aufnahme in unserer Missionschule. Zwei Tage darauf kam die Mutter, um ihr Kind zurückzuholen. Doch das Mädchen weigerte sich standhaft; sie wollte bei den Ama-Roma bleiben, erklärte sie, und hier lernen und in die Kirche gehen.

Der Vater war, als sein Kind fortging, gar nicht zu Hause gewesen. Wie er nun nach seiner Rückkehr von der Tat seiner Tochter hört, weiß er sich einfach nicht mehr zu fassen. Wie? Ist er nicht ein protestantischer Prediger, allüberall sucht er Leute auf, um sie zu befehren, und da eindreistet sich sein eigenes Kind, seine Lehre zu verübnien und heimlich in die katholische Missionschule zu laufen! — Noch am selben Tag eilt er voll Wut hieher und führt sein Mädchen mit Gewalt nach Hause.

Nach ein paar Wochen kommt das Mädchen zum zweitenmale, wird aber auch diesmal kurz darauf zurückgeholt. Wie mag's dem armen Kind zu Hause ergangen sein! Der Käffer kann in solchen Fällen überhaupt hart und grausam gegen seine Kinder sein. Wir wagten daher auf keine Rückkehr des Mädchens zu hoffen, doch siehe, eines Sonntags ist es plötzlich wieder hier. Diesmal bittet es, man möge es auf einer Nachbarstation unterbringen, denn sie fürchte den Mißhandlungen des Vaters zu erliegen, wenn er sie nochmals hier trafe. Dabei zeigte sie die furchtbaren Striemen, welche die Peitschenhiebe des grausamen Vaters an ihrem Leibe zurückgelassen hatten.

Das arme Kind erwedete unser Mitleid im höchsten Grad und wir gaben ihr gleich zwei größere Mädchen mit, welche ihr den Weg zu einer andern Missionschule zeigen sollten. — Jetzt wurde der Vater stutzig; als er hörte, sein Kind sei weiter fort, bat er uns, wir möchten doch nachforschen, wo es wäre. Er habe jetzt nichts mehr dagegen, daß es bei uns auf der Missionsstation bleibe, sondern sei zufrieden, wenn er es nur in seiner Nähe wisse.

Auf dieses hin kehrte das Mädchen zu uns zurück und weilte seitdem unangefochten hier. Die Mutter besucht ihr Kind gar oft und wohnte schon öfters in unserer Kirche dem sonntäglichen Gottesdienst bei. Ich zweifle nicht, daß sie in Bälde ebenfalls katholisch wird. Beim Vater ist gegenwärtig die Aussicht hiefür gering, doch haben wir schon oft den Fall erlebt, daß ein einziges mutiges und standhaftes Kind die ganze übrige Familie zum wahren Glauben bekehrte.

### Krankenbesuche in Keilands.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Trotz der knapp bemessenen Zeit, die uns zu Gebote steht, möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen doch ein kleines Plaudertündchen schenken und heute etwas von unsrern schwarzen Käfern erzählen.

Gleich zum voraus möchte ich bemerken, daß in hiesiger Gegend die Eingeborenen mit den einzelnen Heilkräutern viel weniger bekannt sind, als in Natal, und daß sie daher oft weit herkommen und Hilfe auf unserer Missionsstation suchen. Einmal kam ein taubstummer Bursche mit einem sehr bösen Finger zu mir. Er gab mir durch Zeichen und unartikulierte Laute zu verstehen, ich möchte ihm den Finger, der ihn so sehr schmerzt, abhauen. Ich meinerseits bedeutete ihm, ich wolle ihm die Wunde verbinden; doch während ich ins Haus gehe, das Nötige zu holen, wandert der arme Patient, der mich offenbar nicht verstanden hatte, wieder fort. Möglich, daß er auch glaubte, weil man ihm den Finger nicht abhauen wolle, sei alle Hoffnung auf Heilung verloren. — Ich ließ ihn zurückrufen und begann meine Kur. Bald merkte er, daß das Reinigen und Verbinden der Wunde doch gut tue, und so kam er schließlich täglich. Er wurde auch geheilt; nur das erste Fingerglied, das schon zu sehr gelitten hatte, ging verloren.

Ein anderesmal kam ein altes, abgezehrtes Männerlein mit einer sehr schlimmen Wunde unterm Arm hieher. Wie ich noch überlege, wie ich ihm dieselbe aussuchen könne, ohne seine Kleider zu beschmutzen, legt er sich geraden Wegs auf den Rücken und streckt beide Arme weit aus. Nun war Rat geschaffen. Ich konnte die Wunde reinigen, und nach einiger Zeit trocknete das schlaue Männerchen geheilt von dannen.

In Bigudu war ein frisches, etwa 16 Jahre altes Mädchen, das schon den Todestein in sich hatte, aber dennoch von der hl. Taufe absolut nichts wissen wollte. Ihr Bruder war kurz nach der hl. Taufe gestorben, und da fürchtete sie nun, es möchte ihr ein Gleichtes passieren. Sie wollte noch nicht sterben, obwohl sie viel und schwer zu leiden hatte.

Auf Wunsch unseres Hochw. P. Superiors machte ich eines Tages daselbst einen Besuch. Die Wohnung der Kranken war nicht so übel; in einem Tembu-Kraal braucht man nicht auf allen vieren zu kriechen, denn da gibt's eine Tür. Links vom Eingang kauerten einige neugierige Weiber, die uns schon von weitem hatten kommen sehen, auf einer Strohmatte; in der Mitte der Hütte brannte ein offenes Feuer, und rechts davon saß das frische Mädchen. Ach, war das eine Jammergestalt! Das arme Kind war abgemagert bis zum Skelett, der Rücken wies einen großen Höcker auf, darunter saß eine tiefe, eiternde Wunde; eine zweite, krebsartige Wunde hatte sie an der Seite, sodass sie immer auf derselben Seite liegen oder tief zusammengefauert dastehen musste.

Von einer Heilung konnte da keine Rede mehr sein. Ich gab ihr etwas Medizin und ein Stück Brot. Sie nahm es willig an und zeigte sich, solange wir über gleichgültige Dinge sprachen, ziemlich entgegenkommend. Als wir sie aber fragten, ob sie nicht getauft werden wolle, damit sie zu ihrem Bruder in den Himmel komme, drehte sie sich um und wollte nichts mehr von uns wissen.

Nun war aber auch eine protestantische Frau zu gegen, deren zwei Töchter jüngst zur katholischen Kirche

übergetreten waren; sie ergriff sofort unsere Partei und redete dem Mädchen zu, doch nicht so unartig zu sein, die Schwestern hätten sie ja recht lieb und wollten mit der hl. Taufe nur ihr Bestes usw. „Ja, wenn ich bei dem großen König in dem schönen Haus da oben Fleisch

Auf dem Heimweg besuchten wir noch ein paar frische Kinder. Eines derselben war ganz untröstlich darüber, daß es wegen eines Fußleidens die Kirche nicht hatte besuchen können. Beiletz mußten wir alle Kraale rechts und links liegen lassen und nach Hause



Christ soll unter dem Kreuze. Nach dem Gemälde von Louis Feldmann.  
Leipziger Städter-Zentrale, Breitkopffstraße 18.

und Brot bekomme“, sagte sie, „dann will ich mich taufen lassen.“ — Das war nun wenigstens ein kleiner Anknüpfungspunkt; man verfehlte nicht, ihr klarzulegen, was es Schönes und Gutes im Himmel gebe. Sie ließ sich später in der christlichen Religion unterrichten, wurde getauft und konnte noch mit dem Kleide der Taufunschuld ins „Haus des großen Königs“ gehen. —

eilen; denn wir hatten noch einen ziemlich weiten Weg vor uns, und die Sonne begann schon, sich hinter den hohen Bergen zu verstecken; dazu sollten wir noch den großen Kei-River passieren! Doch halt! Wer schreit denn da so? Wir bleiben stehen und sehen einen Stockhelden in mächtigen Sähen auf uns zukommen. „Wartet, wartet!“ ruft er uns zu, „ich habe etwas Not-

wendiges mit euch reden!" — Endlich ist er da, macht seine Honeurs und bittet um Medizin. „Eine Medizin willst du haben? Du siehst doch ganz gesund aus; was fehlt dir denn?" — „Ich hab' große Schmerzen," entgegnet er, „da, da!" und schlägt dabei mit beiden Händen auf den Leib, daß es nur so klatscht. — Nun begriffen wir die Art seines Leidens; Hunger hatte er und hoffte von uns ein Stück Brot zu bekommen. Leider hatten wir nichts Essbares mehr bei uns; als wir ihm aber sagten, er möge morgen zur Missionstation kommen und dort ein Essen holen, gab er sich auch zufrieden und machte sich mit vielen Komplimenten von dannen. —

Kürzlich war ich in Begleitung eines Mädchens in Saliva, wo es schon eine beträchtliche Zahl recht braver und eisriger Christen gibt. Ich wollte ein frankes Kind besuchen, das sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Die Mutter hatte schon wiederholt eine Salbe für das frakte Kind geholt, allein die Wunden wollten nicht heilen. Woran lag denn die Schuld? Heute sollte ich es klar sehen. Ich fand das arme Geschöpfchen an der Brust sowie an Händen und Füßen voll schwerer Brandwunden. Die Mutter hielt ihr Kindchen traurig im Arm, aber es fiel ihr nie ein, die Wunden zu reinigen, auszuwaschen und zu verbinden; im Gegenteil, es starre alles an ihm von Schmutz, und so wurde das Uebel immer schlimmer und größer. Ich beeilte mich, das Fehlende nachzuholen, wischte die eiternden Stellen rein und sauber aus und legte einen Verband an. Die Mutter sah mir staunend zu, und zuletzt strahlte ihr Auge förmlich vor Freude. Ich hatte ihr ganzes Herz gewonnen.

Es fanden sich noch ein paar andere Patienten ein, und zuletzt begab ich mich zum alten Häuptling, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand. Mehrere seiner Kinder, Enkel und Urenkel sind vortreffliche Christen, er aber wollte leider von der Taufe nichts wissen. Auch vom Tode durfte man zu ihm nicht sprechen; obgleich sehr alt und gebrechlich, wollte er noch lange leben. Seine erste Frage bei meinem Eintritt war: „Kind, was hast du mitgebracht? Siehe, ich bin frank und schwach und habe kein Geld, keinen Zucker und keinen Kaffee." — „Geld habe ich auch keines," entgegnete ich ihm, „aber siehe, ich habe dir eine Flasche süßen Tee mitgebracht — tatsächlich war diese für ein frankes Kind bestimmt gewesen, daß ich aber leider nicht hatte finden können; — dieses Getränk sollst du haben, ebenso ein Stück von dem Brote, das ich auf den Weg mitgenommen." Er nahm es dankend an und begann gleich es zu verkosten; als ich aber von der Taufe zu ihm redete, verdüsterte sich sein Gesicht und ich mußte rasch abbrechen.

Nebrigens hat sich der gute Alte, der unserer Mission schon manchen Liebesdienst erwiesen, in letzter Stunde doch noch bekehrt. Am 20. August 1911 wurde er auf den Namen „Bernardus" getauft, und am darauffolgenden Morgen war er tot. R. I. P.

### Das Ostküstenfieber in Czenstochau.

Von Br. Leodegar, R. M. M.

Ueber ein Jahr ist schon verflossen, seitdem sich die schreckliche Viehseuche der Befenpest, oder des Ostküstenfiebers, wie sie auch genannt wird, bei uns ihren Einzug gehalten hat. Ich will in Kürze den ganzen bisherigen Verlauf der bösartigen Seuche darlegen.

Kommt da eines Tages ein Mann aus dem Dorfe zu mir mit der Bitte, seine Kuh zu besichtigen; sie sei schon drei Tage frank, und er wisse nicht, was ihr fehle. Ich ging sogleich hin, nahm die Temperatur und wußte genug! — Was nun? Sollte ich die Sache vorschriftsmäßig beim Magistrat anzeigen, oder das franke Tier beseitigen und den ganzen Fall verheimlichen? Ich entschied mich fürs erstere und sandte einen Boten an den Magistrat. Der englische Tierarzt, hierzulande Stockinspektor genannt, kam und erklärte die Krankheit als Ostküstenfieber.

Nach einigen Tagen berichtet ein zweiter Kaffer, es sei ihm ein Tier freipiert, und bald darauf verendeten weitere zwei Stück. Mittlerweile traf vom Tierarzt, dem wir Blut eingeschißt hatten, ein Telegramm ein, des Inhalts: „Das Tier ist des Fiebers verdächtig." Als wir vom vierten Stück Blut einjandten, war der Würfel gefallen; es hieß einfach: „Auf eurer Farm ist das Ostküstenfieber."

Nun wurde uns ordentlich bange. Wir hatten bisher unser Vieh noch nicht regelmäßig gedippt, sondern bloß gespritzt, weil unser Dipping-Tank noch immer leer war.\* Der letzte Versuch, es wasserdicht zu machen, gelang; aber es dauerte noch volle drei Wochen, bis es sich als gebrauchsfähig erwies. Diese ganze Zeit über spazierten die von dem franken Vieh infizierten Zecken unbewohnt umher und konnten die furchtbare Seuche auch auf andere Tiere übertragen! — Magistrat und Tierarzt kamen auf die Farm, um zu hören, was wir zu tun gesonnen wären. Beide rieten uns, das Vieh — von unserm eigenen war bisher noch keines verendet, sondern bloß von den auf unserer Farm wohnenden Kaffern — samt und sonders zu verkaufen; denn die Tiere seien zu nahe beieinander, um überhaupt noch etwas zu retten. Die beiden Pläne, an denen die Krankheit ausgebrochen war, lagen nämlich hart an dem Drahtzaun, zwischen dessen Umfriedung sich unser eigenes Vieh aufhielt.

Die Kaffern hatten aber keine Lust, ihr Vieh um 30 bis 50 Mark das Stück zu verkaufen, und wir selber auch nicht. Was aber tun, um nicht alles zu verlieren? Der Plan war schnell gefaßt und hieß: „Torian wird regelmäßig alle fünf Tage gedippt und geschmiert!" Alle unsere Schwarzen, die ein Vieh zu eigen hatten, wurden gerufen und ihnen das Gesetz eingeschärft, sie müßten all ihr Vieh, groß oder klein, gesund oder frank, alle fünf Tage zu unserem Dipping-Tank treiben, damit es hier gedippt werde, und ebenso oft müßte die Schwanz- und Ohrensablung stattfinden, denn an den genannten Körperteilen halten sich die Zecken mit Vorliebe auf. Wer dieser Verordnung sich nicht füge, habe all sein Vieh zu verkaufen oder wegzuschaffen.

So kam das regelmäßige Dappen in Schwung. Leicht war die Sache nicht, denn die Kaffern haben in allen Dingen, die ihnen neu und ungewohnt sind, einen harten Kopf, und es bedurfte manch' ernster Mahnung und sogar mancher Strafen, bis sie endlich willig wurden. Zuletzt ging es sehr gut, zumal da auch der Magistrat uns in dieser Sache sehr behilflich war. Ein volles Jahr haben wir nun das Dappen durchgeführt ohne Rücksicht auf das Wetter, ob es nun warm oder kalt, ein Regentag oder Sonnenschein war. War der fünfte Tag ein Sonntag, so dippften wir am vierten, am Samstag, niemals aber am sechsten.

\* Eine nähere Information über das Dappen enthält die November-Nummer des Bergism. 1911, Seite 252.



Verschöner Weg. Nach dem Gemälde von O. Greiner.

Photogr. u. Verlag v. F. G. Hanfstaengl, München.

Und welches war der Erfolg? Von dem Kaffernvieh, das bei Beginn der Seuche auf unserer Farm war, sind 35 % an der Seuche gefallen. Wir selbst haben bis jetzt — Gott sei es gedankt — hier in Czestochau noch kein einziges Stück durch diese Seuche verloren, obwohl unser Vieh infolge der angrenzenden Weideplätze manchmal ganz nahe mit dem der Kaffern zusammenkam. Auch mußte ein großer Teil unseres Viehes auf dem Wege zum Dipping-Tank über die Weide getrieben werden, wo das frische Kaffernvieh sich befand, und anderseits mußte die ganze kaffrische Herde auf dem Wege zum genannten Tank hart an unserm Stalle vorbei und über die Straße, wo sich unser Vieh den ganzen Tag aufhielt, sodaz nach meiner Überzeugung jedenfalls eine Menge der von erkrankten Tieren abgesunkenen Becken darauf lagen.

Zur Zeit, als die Seuche hier am heftigsten wütete, machte ich die Flüssigkeit, in der das Vieh gedippt wurde, noch etwas stärker als gewöhnlich. Infolge dessen schrumpfte bei den Tieren die Haut ein und gingen stellenweise die Haare aus. Als Gegenmittel rieb ich dann die wunden Stellen mit Schweinefett ein, so daß ich keinen weiteren Schaden bemerkte. Einige frische Tiere verendeten auf dem Weg zum Dipping-Tank. Wir zogen ihnen die Haut ab, röllten diese sorgfältig (mit den Haaren nach der Innenseite) zusammen und legten sie ins Tank, um auf diese Weise jede infizierte Zelle zu töten. Durch das starke Dappen gingen mir ein paar junge Kälber verloren, allein, ich dachte, wenn ich nur die Zerstörungsgefahr beseitigen kann, so will ich den kleinen Verlust gern mit in den Kauf nehmen.

Jenseits des Umzimkulu ist eine Kaffern-Lokation (ein von der Regierung den Schwarzen reservierter Platz). Die dortigen Leute lachten mich zuerst aus und sagten: „Du bringst mit dem beständigen Dappen all' dein Vieh um; die Krankheit ist gar nicht so schlimm, wie man gewöhnlich sagt, nur einige wenige Tiere kreppieren.“ Ich ließ sie ruhig reden, denn mit Vernunftgründen kann man ja diesem Volk nicht bekommen, und dachte, wir wollen abwarten. Und in der Tat, ich hatte nicht lange zu warten. Als bei uns die Seuche abnahm und endlich ganz aufhörte, kam sie dort erst recht zum Ausbruch, obwohl es in jener Gegend an sich viel weniger Becken gibt, als bei uns. Weil jedoch nie gedippt wurde, fand das Vieh keine Schranke und verbreitete sich immer mehr. Von all dem Vieh in jener Lokation ist auch nicht ein einziges Stück übrig geblieben.

Aehnliches geschah bei den Farmern in der benachbarten Drunk-Vlei. Alle jene, die fleißig dippten, haben heute noch ihr Vieh. Wohl forderte die böse Seuche auch hier ihre Opfer, allein, falls man vor-

schriftsmäßig dippte, rettete man wenigstens das meiste Vieh; die es unterließen, verloren in kurzer Zeit alles.

### Dem Gelöbnisse treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

#### 2. Kapitel.

Aletha, die Christin.

Eines späten Abends — o, ich werde jenen Tag nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben — hatte die Truppe ihr Lager am Rande eines großen Waldes aufgeschlagen, und ich saß mit einem indianischen Krieger, der mit meiner Bewachung betraut worden war, in der Nähe des Feuers. Düstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich fühlte zwar den Mut in mir, furchtlos dem Tod ins Auge zu schauen, wenn es sein mußte, dennoch aber tat es mir wehe, schon in so jungen Jahren, noch bevor ich eine große Tat vollbracht, sterben zu müssen...

Während ich so das sitze und sinne, siehe, — da taucht plötzlich aus dem Waldesdunkel eine lichte Gestalt auf. Eine große, schöne Jungfrau kam leichten Schrittes zu uns heran und setzte sich in kurzer Entfernung von mir nieder. Ich war ganz Auge für die wundersame Erscheinung; denn sie trug einen langen, weißen Schleier und auf ihrer Brust schimmerte ein gol-

denes Kreuz. Ich hatte nie so eine Jungfrau gesehen; sie war offenbar eine Indianerin, allein ihre Gesichtszüge glichen jenen der spanischen Frauen und Mädchen, die ich bei den Weißen in „St. Augustin“ gesehen. Geräumte Zeit saß sie so da, blickte mich traurig an, sprach aber kein Wort.

Da fasste ich mir endlich ein Herz und redete sie an: „Edle Jungfrau, weshalb trauerst du über einen dem Tode geweihten Fremdling?“

Sie aber hatte nur die eine Gegenfrage: „Bist du ein Christ? Ich habe gehört, du feierst bei den Europäern in „St. Augustin“ gewesen.“

„Wohl war ich viele Monate bei den Spaniern, doch die Götter meiner Hütte habe ich nie verleugnet und vom Christentum wollte ich nichts wissen.“ —

Da hielt sie mir wie abwehrend beide Hände entgegen und sagte in vorwurfsvollem Tone: „O du armer, unwissender Götzendiener, wie sehr bedaure ich dich! Siehe, ich bin eine Christin! Meine Mutter hat mich in den Lehren des katholischen Glaubens unterweisen und mir bei der hl. Taufe den Namen Aletha gegeben. Ich bin die Tochter Simagans mit den goldenen Armbändern, den du als Häuptling dieses Juges kennst gelernt. Fremdling, deine Tage sind gezählt! Wir gehen nach Apalaschka, und dort wirst du verbrannt werden!“ — Bei diesen Worten erhob sich Aletha und



Die Urenkel des bayerischen Prinzregenten.

Michael Dietrich, München, Phot.

schritt, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, in stolzer Haltung dem Lager zu.

Mir war's, als hätte ich einen Engel gesehen. Was will diese edle Jungfrau von mir? Sie scheint großes Interesse an meinem Schicksal zu haben, denn weshalb wäre sie sonst in so später Abendstunde ganz allein zu mir gekommen? Doch sie ist eine Christin. Wie abwehrend sie die Hand gegen mich, den Heiden, ausstreckte, welch' beschämende Namen sie mir gab und wie bestimmt sie versicherte, ich würde in Apalaichuta des Feuertodes sterben! ... Wie mag das alles noch enden?

Indessen ging unser Zug unaufhaltsam vorwärts. Jeden Abend wartete ich, ob Aletha, die Christin, wieder käme, doch sie erschien nicht. Seit sie gehört, daß ich ein Heide sei, wollte sie offenbar nichts mehr von mir wissen. Am siebzehnten Tage unseres Marsches, um die Zeit, wo die Libelle ausschlief aus den Wassern, kamen wir in die große Savanne Alashua. In weitem Umkreis stiegen terrassenförmig mehrere Hügelketten auf, die auf ihren stolzen Kuppen ganze Wälder von Kokosbäumen, Citronen, Magnolien und Steineichen trugen.

Hier stieß der Häuptling den Salutus aus, und die Truppe lagerte sich am Fuße der ersten Hügelreihe. Mich selbst wiss man aus der Mitte der Krieger hinaus zu einer Quelle, an denen das Gebiet von Florida so reich ist, und band mich am Fuße eines Baumes fest. Ein Krieger wurde als Wache zurückgelassen. Ich sah es ihm an, wie ungern er blieb; am liebsten wäre er zu einem der Lagerfeuer geeilt, um dort mit den übrigen zu schmausen und zu trinken.

Kaum hatte ich ein Viertelstündchen an diesem Orte zugebracht, — da kam Aletha wieder! Wie ein Wesen höherer Art schritt sie in ihrem langen, weißen Schleier unter Ambrabäumen der Quelle zu. „Krieger,” sagte sie zu meinem Wächter, „wenn du den Rehbock im Walde jagen willst, werde ich den Gefangenen hüten.“ — Einen Augenblick sah er die Tochter seines Häuptlings zögernd an, dann aber sprang er hoch auf vor Freude, nahm Pfeil und Bogen und verschwand im nahen Dicicht. —

So war ich plötzlich mit Aletha allein. Ich fühlte, wie das Herz in der Brust mir pochte und hämmerte. Auch Aletha schien besangen, doch gewann sie zuerst die Fassung wieder und sagte: „Schwache Bande halten dich

zurück, o Jungling. Du kannst leicht fliehen.“ Mit diesen Worten löste sie mich vom Baume los, wies mit der Hand in die Ferne und flüsterte mir zu: „Schnell! Kette dich!“ —

Ich war frei — und doch war es mir, als sei ich mit tausend Banden gefesselt. Ich sollte fort, weit fort, und vermochte mich keinen Schritt von Aletha, der schönen Jungfrau, zu trennen. Gelassen hob ich die Schnüre, die zur Erde gefallen waren, auf und legte sie in die Hand der stolzen Häuptlingstochter mit den Worten: „Nimm die Bande zurück, nimm sie zurück und binde mich wieder, denn ich kann nicht fliehen.“



Kaffeeverbrauchsstatistik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Unsinniger!“ rief sie aus, „weißt du denn nicht, daß man dich in wenigen Tagen verbrennen wird?“

„Ach, was liegt mir am Leben?“ entgegnete ich. „Ja, es gab eine Zeit, wo das Leben mir teuer war, denn damals wurde ich geliebt. Eine zärtliche Mutter trug mich, in Biberfelle eingewickelt, auf ihren Schultern; und auch Utalysse, der Vater, liebte mich. Er nannte eine schöne Hütte sein eigen, und seine Jagdgründe waren groß; da traunten braunäugige Nehe die stillen Wasser aus tausend Bächen. Jetzt aber irre ich heimatlos in der Fremde umher. Kein einziger Freund ist mir geblieben, der nach meinem Tod ein wenig Gras auf meinen Leichnam legte. Wo wäre eine Seele zu finden, die einem armen, schwerverfolgten Fremdling eine Träne des Mitleids schenkte?“ —

Da schimmerte es feucht in den Augen Alethas. Sollte sie mich wirklich lieben? Wie, wenn sie mit mir ginge? Ja, mit ihr wäre mir die Freiheit ein hochwillkommenes Geschenk geworden! Da begann ich wieder:

„Aletha, schön wie der Traum eines guten Kindes, willst du meinen Schritten folgen? Die Wälder sind frei und bieten uns Schlupfwinkel genug. Bedürfen die Kinder der Hütten so vieler Dinge zu ihrem Glücke?“

„Halt ein, junger Freund,“ entgegnete mir ernsten Blizes die Christin. „Madonna, du hast die Sprache der Europäer gelernt, und es ist leicht, eine Indianerin zu täuschen. Nein, unsre Wege gehen getrennt, denn ich bin eine Christin, und du, armer Sklave, bist ein unwissender Heide. Meine Religion trennt mich immer von dir... Was würde meine Mutter sagen? — Mutter, wie lauteten doch deine letzten Worte?... Hier hielt Aletha inne, es war, als fürchtete sie, es möchte ihren Lippen unversehens ein großes Geheimnis entslippen.



Ein neuer Motorschlitten.

„Wohlan,“ rief ich aus, „bist du so grausam, so bin ich es auch. Ich werde nicht fliehen. Aletha, du wirst mich auf dem Scheiterhaufen sehen, sollst das Zischen meines Blutes hören und magst dann miteinstimmen in das wilde Freudentgeschrei meiner Feinde.“ . . .

In diesem Augenblick erhöll von der Quelle her das Gebrüll der Krokodile, und mit einem Schlag wurden in den nahen Wäldern die Stimmen der wilden Tiere laut. „Läßt uns diesen Ort verlassen!“ sprach Aletha. Ich wollte ihre Hand ergreifen, doch sie wies mich barsch zurück; doch gestattete sie, daß ich das eine Ende der Schnur in der Hand behielte, mit der ich gebunden gewesen. Unser Spaziergang war fast stumm. Nochmals forderte mich die stolze Häuptlingstochter auf, zu fliehen; doch mein Entschluß stand fest: entweder frei mit ihr, oder sterben. Da führte sie mich wieder zur Quelle zurück und band mich neuerdings an den Baum.

Ich ließ es zu, ohne mit einer Miene zu zucken! —

(Fortsetzung folgt.)

### Verehre den hl. Joseph!

Der Monat März ist seit alter Zeit in ganz besonderer Weise der Verehrung des hl. Joseph geweiht. Alle Stände empfehlen sich dem mächtigen Schutze dieses großen und milden Heiligen und wetteifern in seiner Verehrung und Anrufung.

Der hl. Joseph wird verehrt von der Kinderwelt als der Pflegevater des lieben Jesukindes, ihn verehrt die Jugend ob seiner Unschuld und Jungfräulichkeit, er gilt auch als Muster der Heileute wegen seiner Vermählung mit der allerheiligsten Jungfrau. Sein Andenken steht in Ehren bei jeder christlichen Familie, und selbst die große Familie Gottes auf Erden, die katholische Kirche, hat den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron erwählt.

In dem schlichten, von der Welt wenig beachteten, vor Gott aber so ausgezeichneten Handwerkermann Joseph sieht sich namentlich auch der Arbeiterstand geadelt und geehrt. Darum hat auch der um die spirituelle und materielle Hebung der arbeitenden Stände so hochverdienter Stifter der Gesellenvereine, Alolph Kolping, seiner Gründung den hl. Joseph zum besonderen Schutzpatron gegeben. Desgleichen sind unter dem Namen und Schutze des hl. Joseph verschiedene religiöse Genossenschaften entstanden, wie z. B. die Josephschwestern und andere, die sich namentlich mit Erziehung der Jugend und der Krankenpflege befassen. Auch als Kirchenpatron wird der hl. Joseph in neuerer Zeit vielfach gewählt.

Die Verehrung des hl. Joseph reicht bis in die ersten Jahrhunderte zurück, obgleich man anfangs damit etwas zögerte, um ihn nicht etwa der allerheiligsten Jungfrau Maria gleichzustellen. Die abendländischen Martyrologien vom 9. Jahrhundert enthalten schon seinen Namen, und die Griechen begingen schon damals sein Fest am Sonntage nach Weihnachten. Als im Mittelalter der sogenannte „schwarze Tod“ die Länder Europas heimsuchte, wurde bei den öffentlichen Gebeten um Abwendung dieser furchtbaren Gottesgefibel der Name des hl. Joseph immer an erster Stelle genannt.

Viele Heilige waren eifrige Verehrer des hl. Joseph, z. B. der selige Hermann mit dem Beinamen Joseph, der hl. Joseph Kalasanz, der hl. Alphons Maria von Liguori und namentlich auch die hl. Theresia.

Fasse auch du, lieber Leser, in diesem Monat den Vorsatz, fortan die Verehrung des hl. Joseph recht

eifrig zu pflegen. Du wirst sehen, daß wird dir und all jenen, welche dir nahestehen, zu ganz besonderem Segen gereichen.

### Ein verlorenes Kind.

Vor mehreren Jahren, als ich mich noch in Porto Alegre (Brasilien) befand, wurde mir von einer sehr braven katholischen Familie mitgeteilt, daß sich in ihrem Hause eine vom Schicksal hart heimgesuchte Nassauerin mit ihrem Kinde befände, welche des Trostes bedürfe. Zugleich wurde ich eingeladen, sie aufzusuchen. Ich ging also hin und traf die Witwe, die aus Camberg gebürtig, noch nicht lange mit ihrem Manne, einem Bauunternehmer, nach Brasilien gekommen war; hier hatten sie gehofft, das Glück zu finden, allein sie fanden, wie es manchmal geschieht, das Gegenteil.

Raum waren sie gelandet, da wurde der Mann krank und starb im Einwandererhaus. Dann wurde sie selbst krank.

Da sie während der Krankheit sich der Kinder nicht anzunehmen vermochte, wurden diese bei verschiedenen brasilianischen Familien untergebracht, welche sie befreitwillig zu sich nahmen.

Unglücklicherweise waren die Namen der betreffenden Familien nicht aufgezeichnet worden, und als die arme Frau sich von ihrer Krankheit erholt hatte, und nach ihren Kindern suchte, fand sie nur zwei; das dritte wurde zwar entdeckt, allein die Familie, der es anvertraut worden war, zeigte sich nicht geneigt, es wieder herauszugeben, und es bedurfte langer Unterhandlungen, bis es der Frau gelang, es zurückzuerhalten. — Nun fehlte noch eines; jedoch dieses war nicht zu finden, denn es mangelte dazu jeder Anhaltspunkt.

Die Frau befand sich in größter Not. Raum hatte sie den Mann verloren, und jetzt sollte auch noch das Kind verloren sein? Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Ermals durchlief die Strafen der Stadt, schaute nach rechts, schaute nach links, ob sie nicht irgendwo einer Spur des Vermissten begegne. Es war umsonst. — So vergingen Wochen.

Eines Tages — es war Sonntag — war sie auch wieder suchen gegangen, da kam sie am Kirchlein der Karmeliterinnen vorbei. Gerade war Segen. Der Klang der Orgel zog die gute Frau mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gotteshaus. Hier kniete sie nieder und mit einem Vertrauen und einer Unigkeit, wie sie dieselbe vorher nicht verspürte, wandte sie sich an den hl. Joseph und bat ihn flehentlich: „O hl. Joseph, gib mir mein Kind zurück!“ — Der Segen war vorbei. Gestärkt und voll Vertrauen verließ sie die Kirche, um vom neuen suchen zu gehen.

Noch war sie nicht weit gegangen, da hörte sie plötzlich eine Stimme: „Mutter! Mutter!“ Sie drehte sich um; auf der Schwelle eines Hauses stand ein Kind — ihr Kind. Im nächsten Augenblick hielt sie es in den Armen und bedeckte es mit ihren Küßen.

Glückliche Mutter! Sie hatte sich einen guten Fürsprecher gewählt, den hl. Joseph, der aus Erfahrung wußte, was es heißt, ein verlorenes Kind suchen gehen.

P. A. Schupp, S. J.

### Gib kein Aergernis!

Wer Aergernis gibt, beleidigt Gott und macht, daß auch andere ihn beleidigen. Der Aergernisgeber wird zum Gehilfen des Satans, dessen Bestreben es ist, Seelen zu morden und zu verderben.

Seine Handlung ist ein Samen des Todes, der in die Herzen der Menschen gestreut wird; sie ist ein Stein, der auf den Weg des Heiles geschleudert wird; wie leicht kann eine Seele darüber straucheln oder gar in den Tod und die ewige Verdammnis kommen! — Das

Abergernis ist ein Netz, das viele in die Sünde verstrickt und darin festhält; nur wenige haben die Kraft, es zu zerreißen.

„Wehe der Welt um der Abergernisse willen“, spricht der göttliche Heiland. Welche Rache wird einst Gott



Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

am Aergernisgeber nehmen! Er wird von ihm Rechenschaft fordern für all die Seelen, für die Christus am Kreuze gestorben, und die jener gemordet. Diese Seelen waren sein Eigentum, der Preis seines Blutes; jener aber hatte die Frechheit, sie ihm zu rauben. Daher wird aber auch sein Blut über ihn kommen, vielleicht schwerer, als einst über jene, die es auf dem Kalvarienberge vergossen haben.

Der Herr wird Rache an ihm nehmen wie ein Vater, dessen Kind man gemordet. Was wird der Sünder einem solchen Richter gegenüber erwideren können? Wie wird er seinen Blick ertragen, seine Vorwürfe ertragen können? Welche Scheidewand wird für die ganze Ewigkeit aufgerichtet werden zwischen Gott und dem Aergernisgeber?

D'rum, mein Christ, gib kein Aergernis!

### Dem Simmerl sei' Sünd'.

Der Herr Pfarrer im kleinen Kirchdorf schüttelt sehr nachdenklich den Kopf. Was war nur mit dem armen bleichen Simmerl seit einiger Zeit geschehen? Das war doch immer sein fleißigster Schüler im Religionsunterricht und der eifrigste Ministrant gewesen, der bravste und zutraulichste, wenn auch der verwahrlosteste Bursche im Dorf, mit grundeherlichen Blauaugen, und nun ging er immer mit gesenktem Kopf herum und wenn ihn der Pfarrer ansprach, fuhr er erschrockt zusammen und wurde rot bis unter die Haarwurzeln!

Auch heute nach der Christenlehre war es wieder so gewesen. Da hatte der milde Seelsorger ihm voll Mitgefühl über den blonden Krauskopf gestrichen und freundlich zu ihm gefragt: „Simmerl, komm einmal mit mir in den Pfarrhof, ich hab mit dir zu reden!“

Noch dunklerrot war der Bub geworden und tiefer hatte er den Kopf gesenkt. Aber nach einer Weile hob er ihn wieder allmählich hoch und schritt tapfer neben dem greisen Pfarrherrn her. Leise, aber ohne Scheu gab er Bescheid auf die freundlichen Worte, die dieser an ihn richtete.

Als sie in der großen, weißgetünchten Arbeitsstube standen, wo an braunem Holzkreuz der Heiland in wucherndem Efeu hing, nahm der Pfarrer den schwächtigen, hohlwangigen Buben bei der Hand und sagte weich und herzlich: „Sag' mal, Simmerl, was drückt dir am Herz? Hat sich was angesammelt, das dir zu schwer zum Tragen wird?“

Da sah der Simmerl erstaunt und treuerzig in die guten Augen des Pfarrers, nickte mit einem lieben, kindlichen Lächeln und sagte: „So isch es, Hochwürden Herr Pfarrer!“

„So komm halt her zu mir und sag' mir's frei heraus! Hab Vertrauen, Simmerl, vielleicht, daß ich dir davon helfen kann!“

Es ging ein scheues Zucken über Simmerls Züge, prüfend sah er den Pfarrer eine Weile an und dann zum Heiland in dem grünen Efeukranz empor. Und dann griff er unter sein sadenscheiniges Jöpple und das verwaschene, blaue Hemd und zog ein winziges Brustbeutelchen aus alten Tuchflecken hervor. Mit zitternden Fingern nestelte er es von einer verknüpfsten Kordel los und reichte es dem Pfarrer hin: „Das hab' ich halt gesammelt und verspart für die armen Heidenkinder.“

Der Pfarrer wog das Beutelchen und sah mit seltsam feucht schimmernden Augen nach dem blassen, magern Buben.

„Dreißig Pfennige!“ zählte er, und seine

Stimme bestie in Rührung. „Ei, Simmerl, warum senfst du denn da den Kopf? Heb' ihn doch, lieber Junge! Ein gottgefälliges Werk hast du getan, worüber sich die Englein im Himmel freuen! Und die armen Heidenkinder werden es dir danken mit ihrem Gebet!“

Aber der Simmerl hob den Kopf nicht: er senkte ihn tief, sah auf seine nackten Füße und wurde wieder rot. Er seufzte schwer auf und preßte die Lippen fest zusammen, als wolle er ein aufsteigendes Schluchzen unterdrücken.

Da stieg plötzlich eine bange, wehe Ahnung im Herzen des Pfarrers auf und ernst sagte er: „Simmerl, woher hast das Geld? Deine Stiefmutter hat es dir wohl kaum gegeben und dein Vater hat nichts übrig für arme Heidenkinder, da er kaum die Seinigen ernähren kann!“

Jetzt schluchzte der Simmerl auf.

„Woher hast du das Geld?“ fragte eindringlicher, voll Angst und Sorge der Pfarrer.

„Das ist mei' Sünd', die mich drückt, Herr Hochwürden; gespart hab' ich's heimli' und mit der Muttern geb'n! — Am Klopferlestag hat mer die Frau Pat' ein Zehnerl g'schenkt, von der Botin hab' ich zwöa kriegt für's Gaishüt'n, vom Bäckn für etliche Gäng' a paar Fünferl, und alles hab' ich hoimli verspart, daß es koaner mirke sollt!“

„So, so?“ sagte der Pfarrer, und seine Stimme zitterte in Rührung; „heimlich gespart hast du für die armen Heidenkinder?“

„Ja, Hoamlikeiten hab i g'habt, und das hat mi drückt; aber so viel leid hab'n mir die Heidenkinder getan, weil's no viel armer san, als i allweil mit meiner Sünd' von der Hoamlichkeit umanand gelaufen, und hab' all's weiter'spart und sammelt!“

Wieder strich der Pfarrer dem Simmerl über den Lockenkopf; dann deutete er nach dem Erlöser am Holzkreuz, der so erbarmungsvoll aus dem Feuergränze nach dem kleinen, bleichen, hohlungigen Buben sah, und sagte weich: „Läß gut sein, Simmerl, und schau' auf! Der liebe Heiland wäscht dem Neugnen alle Sünde weg, das hast du doch gelernt! Und du hast ja alles in guter, frommer Absicht getan! Läß nur dein Mitleid mit den armen Heidenkindern immer mächtiger wachsen und sammle immer mehr Liebe für sie! Vielleicht beschert es dir der liebe Gott, daß du ihnen vielleicht anders helfen kannst, als mit Pfennigen, die du dir vom Munde absparst. Was ich dazu tun kann, soll geschehen, denn diejenigen, die der liebe Gott ruft zum großen Werke der Befahrung, die sollen wir leiten und führen, damit sie ihr Ziel erreichen!“

Der Herr Pfarrer hat damals den Simmerl nach Hause begleitet und hat mit seinen Eltern ein eindringliches Gespräch gehabt; warm hat er sich des Buben angenommen und wie er hat erkennen gelernt, daß ein guter Kern in ihm steckte, hat er Schritte getan, damit dieser den guten Weg gehen konnte, zu welchem ihn der liebe Gott berufen hatte. Ehe ein Jahr vergangen war, besuchte er das Gymnasium und bald danach ist er bei jenen frommen Männern in die Lehre gegangen, die Missionäre heranbilden, um unsere armen Brüder in Afrika Gott zuzuführen, wie es der Heiland befohlen hat, als er sprach: „Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und tausdet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Und jetzt ist der arme, kleine Simmerl selbst ein Missionär, ein eifriger Freund der Heiden, denen er seine Liebe und in diesen schweren, unruhigen Zeiten vielleicht

sogar sein Leben opfert, alles zur größeren Ehre Gottes. —

### Klug führe den Pflug!

Mariazell. — Schon oft habe ich über andere gerichtet, mußte aber später nicht selten genau dasselbe tun, was ich bei andern verurteilt hatte. So sah ich einmal einen Farmer zu Pferd auf seinem Felde säen. „Unverzeihliche Faulheit!“ dachte ich mir. Als ich aber später infolge eines Brüftleidens kaum mehr atmen konnte, war ich diesem Farmer recht dankbar, daß er mich durch sein Beispiel belehrt hatte, und setzte mich ebenfalls auf meinen Gaul und säete zu Pferd.

Vor etwa 17 Jahren kam ich hieher nach Mariazell. Da wollte ich den umwohnenden Käffern doch 'mal zeigen, wie man ein Feld zur Saat bestellt. Während nun diese den Winter hindurch sich bei ihren Biertöpfen gütlich taten, fing ich schon im Herbst an, die Felder umzupflügen und so herzurichten, daß man mit der Maschine pflanzen und arbeiten konnte. Doch was geschah? Bis zum Frühling hatte mir der Wind ein bis zwei Zoll tief über das ganze Feld den Boden weggeweht. Ich dachte: Hundert Jahre dürfte es nicht so fortgehen; für dieses mal geht's gerade noch, denn es ist noch genügend Humus in der Tiefe.

Im darauffolgenden Frühling bepflanzte ich den Boden nach meiner Art, die Basutos nach der ihrigen. Als im Sommer Br. Nivard mich fragte, wie weit ich gepflügt habe, zeigte ich ihm als Grenze die grünen Felder der Schwarzen. Lachend erwiderte er: „Also das Kennzeichen Ihrer bebauten Felder besteht darin, daß man nichts drauf sieht!“ — „Leider ja,“ mußte ich zugeben. Woher der Mißerfolg? Durch das Entfernen des Unkrautes und der Maisstengel, sowie durch das öftere Bearbeiten des Bodens waren die Felder trocken wie Asche, und weil es im Frühling gewöhnlich nicht regnet, ging mir kurzweg kein Samen auf. Die Käffern dagegen, die ich für faul gehalten, warfen ihren Samen breitwürfig hin, pflügten ihn unter, und damit fertig! Der Same ging prächtig auf, indem gerade durch das Unkraut und die Stengel, die sie auf dem Felde unberührt hatten liegen lassen, noch etwas Winterfeuchtigkeit im Boden zurückblieb und so das Feld vor dem Winde geschützt war.

Drum: „Klug führe den Pflug!“

Br. Firmus, R. M. M.

### Ausgelachte Erfindungen.

Genau so, wie einst Graf Zeppelin, dem heute ein ganzes Volk zjujubelt, ein „Narr auf eigene Faust“ gescholten wurde, hat man viele Erfinder ausgelacht, ohne deren Erfindung das moderne Leben gänzlich undenkbar wäre. Während zum Beispiel in England längst die ersten Eisenbahnen fuhren, gab es auf dem Festlande zahlreiche Mathematiker, und Physiker, die mit allen Hilfsmitteln der mathematischen Wissenschaft nachweisen zu können glaubten, daß eine Eisenbahn gar nicht fahren könne, weil sich glatte Stahlräder auf glatten Stahlshienen nicht bewegen könnten.

Als Franklin in der Royal Society seinen ersten Vortrag über seine Erfindung des Blitzableiters hielt, wurde er nicht etwa mit Ruhm und Ehren überhäuft, sondern erzielte nur ein unauslöschliches Gelächter.

Lebron, ein Franzose, der sich große Verdienste um die Einführung des Leuchtgasen erworben hat, mußte sich von den Pariser Gelehrten sagen lassen, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen und daher das Leuchtgas zu Beleuchtungszwecken nicht verwendet werden könne. Aus

diesem Grunde mußten die Pariser bis zum Jahre 1818 auf die Einführung von Gaslaternen warten, während zum Beispiel in Birmingham bereits seit 1813 Gaslaternen brannten!

Recht merkwürdig war die Aufnahme, die die erste Vorführung des Edisonschen Phonographen bei vielen gelehren Körperschaften fand. Am 11. März 1878 führte Dr. Mouzel der Akademie der Wissenschaften in Paris zum erstenmale diese Erfindung Edisons vor, und der Erfolg war, daß der bedeutende Humanist Bouilland sich wütend auf Mouzel stürzte und ihn anstieß, die Versammlung lasse sich nicht durch einen Bauchredner narren. Bei dieser vorgesetzten Meinung blieb er auch, und noch am 30. September erklärte er es für völlig ausgeschlossen, daß ein elendes Metallstück den edlen Klang der menschlichen Stimme nachahmen könne.

### Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

(Siehe Bild S. 69.)

In Newyork, der drittgrößten Stadt der Welt, stellt sich die Notwendigkeit einer Konzentration der zahlreichen, über die ganze Stadt zerstreuten städtischen Behörden und Bureaus heraus. Die Millionenstadt hat daher die Errichtung eines ihrem gewaltigen Verwaltungsbau entsprechenden Rathauses beschlossen, das nach den vorliegenden Plänen echt amerikanische Dimensionen aufweisen wird. Während man in Europa große und teure Bodenflächen überbaut, baut Nordamerika auf verhältnismäßig kleinem Raum einen Wolkenkratzer in das Luftmeer hinein. So soll das Newyorker Rathaus eine Höhe von 171 Meter erreichen, und die Fundamente werden 44 Meter unter die Erdoberfläche reichen; elektrische Bahnen gehen kreuz und quer, ober- und unterirdisch durch den Kolossalbau, dessen Baukosten auf 40 Millionen Mark veranschlagt sind.

### Übersicht

über die

Wirksamkeit des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland  
vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911.

Für das Werk der hl. Kindheit sind vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911 in Deutschland folgende Beiträge eingegangen:

1. Aus den Diözesen Preußen, Sachsen Hessen und Württemberg . . . . .	622 667,00	M
2. Aus den Diözesen in Bayern . . . . .	251 211,84	"
3. " der Diözese Freiburg in Baden . . . . .	94 400,00	"
4. " " Luxemburg . . . . .	18 526,72	"
5. " den Diözesen Meß u. Straßburg . . . . .	164 825,16	"
6. Von den Deutschen in Amerika . . . . .	58 909,52	"
im ganzen		1 210 540,24 M

Indem wir diese Erfolge des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland bekannt machen, bitten wir gleichzeitig alle seelenreinen Priester dieses auf der letzten Katholikenversammlung in Mainz empfohlene, wahrhaft apostolische Werk in ihren Pfarreien einzuführen, zu fördern und zu pflegen, damit es überall zur höchsten Blüte gelange und noch reichere Früchte trage zum Heile der armen Heidentinder, zum Segen der Mitglieder und zum Ruhme unseres Vaterlandes.

Anfragen, Bestellungen u. dergl. wolle man an Herrn Kaufmann Alois Öster in Aachen (Karlsbaus) richten.

Aachen, den 12. November 1911.

Der Verwaltungsrat des Werkes der hl. Kindheit.

## Zur Nachahmung.

Ein Vikar ersuchte uns um Zustellung von 36 Exemplaren „Vergizmeinnicht“. Sein Seelsorgsbezirk ist mit nicht weniger als 23 Fabriken bedacht, und da möchte er nun durch ein damit beauftragtes Fräulein unsere Missionschrift verbreiten lassen, um auf diese Weise der jugendlichen Phantasie edle Stoffe zu bieten und zugleich gewissen sozialdemokratischen Ideen die Wege zu sperren. Wer wird's nachmachen?

## Briefkasten.

Hünfeld: Messen besorgt.

Fr. R. M.: 450 M. erhalten. Wird besorgt.

Secretariat des hr. Bauernvereins für Unterfranken: 13 M. dankend erhalten.

Herzliches Vergelt's Gott. Fr. R. 22 M. erhalten.

Lourdeswasser können Sie vertrauensvoll beziehen in versiegelten Litteraschen durch Jungfr. Creszenz Halder, Saulgau, Württemberg.

H. W. in W.: Dankend erhalten. Wird besorgt.

Die Zahlung für die drei auf Postkarten angegebenen Zwecke erhalten. J. G. W.

Tausend Dank für die vielen frdl. Beiträge zum Unterhalt eines ewigen Lichtes vor dem Herz-Jesu-Ulalte in Marienheim! Die Gaben fließen noch reichlicher, als wir gehofft hatten, so daß auch für andere Gotteslampen unserer Missionskirchen etwas übrig bleibt. Gott lohne es jedem Spender nach seiner Intention!

An H. G. Sie fragen nach dem jährlichen Betrag für den Unterhalt eines Lämpchens in unserer Stiftskirche in Marienheim. Ganz genau läßt sich derselbe schwer bestimmen, allein ich denke, daß 80 bis 100 Mark pro Jahr genügen.

Hochheim. Betrag für ein Hdtd. „Theresia“ erhalten.

Frankfurt, K. D. Wenden Sie sich an: Missionskloster hl. Blut, Post: Beck en Donk, bei Helmond in Holland.

## Antoniusbrot

für Afrila teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Bremgarten, Bittelten, Münster, Grebenbach, Derendingen, Aesch, Wyl, Bürglen, Arlesheim, Isach, Günsberg, Oberägeri, Zabozze, Beuthen, O.-S., Saggen i. W., Obergrumbach, Thüngersheim, Blodelsheim, Euerhausen, Würzburg, Ottersweier, Oberreichenbach, Diepoldskirchen, Zwiefaltendorf, Hettingen, Steinburg, Roth, Langenbrücken, Gundelsheim, Ludwigshurst, Bobenheim, Odenheim, Nettendorf, Kaiserstofen, Starnberg, Ligenried, Babenhausen, Deisenburg, Effen, Biedberg, Bollerbad, Wanlo, Elbergen, Wieschede, Frechen, Bonn, Eicherscheid, Aachen, Beuthen, Schirgiswalde, Dreher, Braunsberg, Haunstetten, Au bei Freising, Erlzheim, Bräunlingen, Neuenchau, Saarunion, Schlettstadt, Hochheim, Mühlhausen, Freiburg.

## Danksagungen

N. Dank dem hlst. Herzen Jesu und den a. Seelen für Hilfe. Dank für gutes Examen. Dank unsr. I. Frau von Lourdes, dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius und Judas Thaddäus für wiedererlangte Gesundheit. Dank dem hl. Josef für Hilfe in schwerem Augenleiden. Dank dem hl. Antonius für Erhörung, Bathschau. Tamworth „Salubona“, Rauenberg, Dank dem göttl. Herzen Jesu für Erhörung in einem Anliegen (Veröffentlichung war versprochen). Ruhpolding, Dank dem hl. Josef für erlangte Hilfe. Dank dem hl. Antoly Christi und der wunderbaren Medaille der allerheiligsten Jungfrau Maria. Hirzschell, Kaufbeuren, Mühlhausen i. Els., Hechles, Bräunlingen. Dank der Mutter Gottes von Lourdes für Besserung in schwerem Herzleiden. Dank dem hlst. Herzen Jesu und der hl. Gottesmutter und dem hl. Antonius für Hilfe im besonderen Anliegen. Schlettstadt. Zu Ehren der Mutter Gottes von Philippsdorf für erlangte Hilfe. Buchen: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen. Dank dem göttl. Herzen Jesu für eine erhörte Bitte.

## Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Hössingen, Biburg, Kirchheim, Oberurzel, Augsburg, Falsbrunn, Kaufbeuren, München, Schönau, Möllbach, Limbach, Bicken, Schwemmelsbach, Neuses,

Vinswangen, Weihen, Ampfing, Mahlstetten, Engersheim, Landau a. J., Murg, Thüngersheim, Fürstenfeldbruck, Frankfurt a. M., Neuburg, Wohlen, Zürich 2mal, Hetteneschwil, Egiken, Bichelsee, St. Gallen 2mal, Gerau 2mal, Gessingen, St. Frieden, Sempach, Luzern, Oeten, Brennertal, Balterewil, Bühler, Mörrenan, Landsbut, Hildesheim, Voitstetten, Günzburg, Mannheim, Ehwahl, Obergeroldshausen, Moos, Kronach, Eichbach, Hirzschell, Kaufbeuren, Bertoldsboden, Mollerding, Minnenthal, Motten, Munzingen, Böbenheim, Colmar, Hänsach, Gundelshausen, Gundelsheim, Eglingen, Oberwälpert, Oldenburg, Gladbeck 2mal, Heszen, Aspel, Epen, Wanlo, Bollerbad, Weimerskirch, Breslau, Saarunion, Freising, Altheim, Birkenstädt, Bad Aibling, Freiburg.

## Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Anna Röderer, Tirmain Werli, Olienschweiler, Anna Wiener, Altötting, Josef Seidenhögl, Rottenegg, Anna Köppelmüller, Aicha v. W., Pfarrer Glöckler, Stoyheim, Pfarrer Endres, Weilheim, Dr. Mich. Seisenberger, Freising, Frau Grauwogel, Gründing, Agatha Schwarz, Friedrichshafen, Pfarrer Fehn, Habichtthal, Julianne Noth, Plüswang, Franziska Aigner, Pleinting, Aloisia Oberer, Weissenhorn, Johann Unger, Trossendorf, Anna Finnauer, Höhenkirchen, Margaretha Braun, Wasserlos, Justine Gegau, Schlierbach, Frau Lehrer Friedrich, Reichenbach, Anastasia Grünwald, Theres Ada, Rosine Pischetsrieder und Monika Greinwald, Tübingen, Jos. Böttel, München, Rosina Pulser, Buch, Brigitta Weber, Johannes, Maria Anna und Flora Fischer und Ida Trabert, Geismar, Ludwig Bimmerau, Viktor Ziller und Karolina Ritter, Steinburg, Karoline Becht, Sulzbach, Kreszenz Gruber, Reichertstein, Barbara Klein, Beitsam, Anna Schulze, Horka, Maria Anna Münsch, Leutkirch, Emma Pemmerl, München, Martha Schwarzmüller, Ellhart, Veronika Grimm, Götz, Josefa Eier, Nieblingen, Leonhard Schlumberger, Gundelfingen, Georg Bucher, Schlier, Michael Niedl, Birkenreuth, Anna Hundeseder, Adlkofen, Kath. Beck, Gau-Weinheim, Kaspar Erber, Birkenhofen, Kaufmann Lex, Köting, Katharina Groganz, Humprechtshausen, Maria Anna Martin, Helmstadt, Franziska Schmid, Daugendorf, Leopold Kopf und Karolina Zimmer, Ottersweier, Herr Mayr und Josefa Mayr, Schießheim, Anna Köppelmüller, Aicha, Dr. Kniele, Allmendingen, Walburga Schneider, Kaufbeuren, Maria Dusler, Mollerding, Anna Seiler, Wenzenbach, Maria Hermannsgäbner, Frz. Xaver Zwidel, Lippach, Josef und M. Anna Fritz, Hülen, Katharina Rastetter, Darlanden, Theres Thaler, Titlmöss, Amalie Luis und Regina Stahl, München, Josef Hauptmann, Augsburg, Anna Manner, Dilsberg, Monika Höller, Egwihl, Eugenia Öhnenberger, Artolsheim, Östar Wehrle, Stuttgart, Marguerite Perrin, Saarunion, Katharina Hochreiter, Rittendorf, Sebastian Klostermeier, Aufkirchen, Anton Jäger, Anton Gemerle und Johannes Bender, Ob-Grombach, Maria Winkler, Gengenbach, Dorothea Vogel, Alzheim, Frz. h. Renz, München, J. Otto Kramer, Emmendingen, Franz Anton Schneider und Agatha Einsle, Heimentrich, Anna Müller, Großenbach, Margaretha Zimmel, Voitsberg, Peter Ströbl, Rinnenthal, Albertine Wagner, Biedendorf, Friederike Schawalder, Widau, Alexander Menrat, Bürich, Katharina und Genovefa Horat, Schwyz, Elisabeth Däumerger, Graswang, Anna Altenburger und Maria König, Thieningen, Anna Hüller, Milwaukee, Wis., Joseph Bohner, Carroll, Iowa, Alexander Dittmer, Rochester, N.Y., Margaretha Weule, Bushton, Ausf. Elizabeth Orloff, Brooklyn, N.Y., Kreszenz Mangold, Obergünzburg, Elisabetha Bierer, Erbstetten, Maria Höcherl, Regensburg, Viktorie Glück, Landsberg, Kunigunda Magdalener, Sand, Eva Brandl und Marie Hilger, Kloster Au am Inn, Joseph Müller, Stampfleberg, Theres Bislmeier, Neuenhan, Katharina Eggerer, Untenhäusen, Josef Roth, Jakob Schmidt, Franziska Grün und Maria Anna Haas, Mondfeld, Ursula Goldbrunner, Lindau, Berta Martin, Lindenber, Jos. Dohmen, Herzogsrath, Kath. Juntermann, Wetten, Sophia Reimermann, Effen a. d. Ruhr, Margaretha Birg, Brand, A. Abels, Köln-Nippes, Sophia Feldmann, Mettingen, Anna Daners, Steinhausen, Herr Schlieper, Benteler, Katharina Horn, Ruhort, Anna Maria Lang, Elz, Magdalena Bionek, Elz, Maria Büttel, Weiden, Peter und Franz Wagner und Kath. Kern, Kurtscheid, Anna Berglane, Gronau, Nettchen Heinrichs und Heinr. Overlaet, Kreßfeld, Clara Jöhnen, Schlich, Regina Lichten, Gilzen, Frau Drossara, Aachen, Elz, Walter, Kaisen, Johann B. Schipper, Bernte, Hermann Kaufmann, Wilhelm Hümmelke und Ww. Franziska Donato, Elz, Heinrich Neuhaus, Kreßfeld, Peter Rupp, Hülfweiler, Ww. Josef Damen, Odenthalen, Elisabeth Jung, Dierdorf.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.